DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 104

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.70
Italien L. 750; Spanien Pts 85
Printed in Germany

HÖLLENSPUK



Nr. 104

Höllenspuk

(Gefangener in zwei Welten 4)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark und Carminia Brado sind in eine geschickt aufgestellte Falle getappt: Molochos, der Dämonenfürst, hält sie in seinem Ewigkeits-Gefängnis fest. In einem Netz, das sie weder leben noch sterben läßt, existieren sie auf einer Grenze zwischen Wachen und Träumen. Björn Hellmark ist es noch gelungen, seinen Doppelkörper Macabros entstehen zu lassen. Mit ihm wollte er ihre prekäre Situation noch verändern. Aber Macabros wurde weit in Raum und Zeit geschleudert und landete – erfüllt mit Hellmarks Geist und Willen – in der fernen Vergangenheit der Insel Xantilon. Dort – genau 8734 Jahre vor der Zeit des Untergangs der legendären Insel, erkennt er, daß er der Gefangene zweier Welten ist. Als Hellmark befindet er sich in der Gegenwart, wird festgehalten im Ewigkeits-Gefängnis, ats Macabros durchstreift er die Vergangenheit eines chaotischen Xantilon, von dem nie in einem Geschichtsbuch berichtet wurde. Macabros' Hoffnung ist das Schmieden der Legende um den »Toten Gott« und die Suche nach dem geheimnisvollen »Singenden Fahsaals«, mit dem er eine Wende seiner prekären Situation herbeiführen kann…

Es geschah völlig lautlos.

Die verglaste Tür des Geschäftes öffnete sich.

Dabei war es mitten in der Nacht, und die Tür war verschlossen!

Eine schattenhafte Gestalt schob sich in den dunklen Laden.

Monsieur Henri stand auf der Schwelle zum Hinterzimmer. Von dort aus konnte er den ganzen Raum überblicken.

Alle Regale waren voll. Dort saßen alte Puppen drin, stapelten sich Bücher, Magazine, Schallplatten und Filme, gab es allerlei Krimskrams, Kitsch und Trödel, aber auch manch wertvolleres Stück aus besserem Haus, das bei Monsieur Henri, dem Pariser Antiquitätenhändler, zu Geld gemacht worden war.

»Was wollen Sie hier? Wer sind Sie? Wie kommen Sie in meinen Laden?« Der Mann atmete flach, und seine Stimme klang wie ein Hauch.

Er steuerte direkt auf Monsieur Henri zu.

Unwillkürlich wich der Franzose weiter in den hinteren Raum zurück.

»Wie kommen Sie hier herein?« wiederholte er seine Frage.

»Durch die Tür…«

»Sie war verschlossen!«

»Möglich.«

Henri schluckte. Die dunkle Gestalt hatte die Tür einfach aufgedrückt. Nicht mal die Glöckchen am oberen Rand hatten angeschlagen… Es war gespenstisch…

Seit dem letzten Tag geschahen hier Dinge, die über sein Begriffsvermögen gingen.

Da tauchten ein Fremder und eine Frau auf, die Kleider zum Tausch anboten. Gegen ein Seidenkostüm wechselte ein großer, glatzköpfiger Inder die schmutzige Kluft eines Clochards. Dies offensichtlich mit schwerem Herzen, denn er bat beim Verlassen des Geschäftes darum, die Kleider wieder zu erwerben. Er wolle dies so schnell wie möglich tun. Offensichtlich hatte es mit dem Zirkuskostüm seine besondere Bewandtnis. Das bewies auch die Tatsache, daß schon unmittelbar nach dem rätselhaften Verschwinden des Inders und seiner Begleiterin – Monsieur Henri hatte das Gefühl, sie hätten sich in Luft aufgelöst – plötzlich Krähen im Laden des Antiquitätenhändlers auftauchten.

Krähen mitten in Paris… das war schon etwas Ausgefallenes und Ungewöhnliches. Aber unheimlich wurde es, als eine der Krähen zu sprechen anfing, ihn bedrohte und sich schließlich mit einer zweiten an dem zurückgelassenen Kostüm zu schaffen machte…

Monsieur Henri schöpfte neue Hoffnung, als ein Fremder hereinkam. Ihm vertraute er sich an, mit ihm gemeinsam wollte er den Krähen zu Leibe rücken. Da geschah das Unfaßbare. Die großen,

schwarzen Tiere griffen den Kunden an, hackten ihm die Augen aus und töteten ihn mit einem gezielten Schnabelhieb mitten in den Kopf…

Monsieur Henri war noch jetzt von Grauen erfüllt, wenn er daran dachte.

Die Leiche lag in seinem Keller. Die Krähen hatten ihn unter Drohung gezwungen, den Toten verschwinden zu lassen. Der ermordete Fremde lag unter allerlei Gerumpel – Kisten und Kästen, alten Lumpen – und da es Mäuse und Ratten in dem modrigen, lichtlosen Raum gab, ließ es sich an allen zehn Fingern abzählen, daß sie die Leiche längst entdeckt hatten…

Die dunkle Gestalt, deren Gesicht Monsieur Henri nicht sah, da die Finsternis in dem kleinen, überladenen Geschäft alles einhüllte, kam direkt auf ihn zu.

»Was wollen Sie von mir?« fragte der Geschäftsinhaber leise.

»Von Ihnen – gar nichts. Ich will mich nur informieren, ob Sie sich auch an unsere Abmachung halten. Das ist alles. Ich will sehen, ob die Kleider noch da sind…«

»Was haben Sie damit zu tun? Ich habe Sie noch nie hier gesehen…«

Die Merkwürdigkeiten nahmen kein Ende.

»Das ist auch gar nicht nötig«, bekam er zu hören.

Ein geisterhaft grünes Licht flackerte auf. Woher es kam – Monsieur Henri wußte es nicht. Alles wirkte wie verzaubert, und der Laden bekam einen Stich ins Unwirkliche.

»Sie… sind… weg!«

Der Unbekannte sagte es mit Grabesstimme, und auf Monsieur Henri wirkte jedes einzelne Wort wie ein Hammerschlag.

»Nein, das kann… nicht sein«, stammelte er. »Ich habe… sie nicht verkauft.«

»Kommen Sie her! Sehen Sie selbst!«

Er fröstelte, als er über die Schwelle trat und einen Blick auf den Haken warf, an den er das Glimmerjackett und die violette Seidenhose gehängt hatte.

Leer!

Monsieur Henri schluckte und wurde weiß wie Kalk.

»Aber ich… ich weiß nichts von alledem«, stieß er hervor. Er war wie die Umgebung in das rätselhafte grüne Licht getaucht und sah aus wie ein Gallekranker nach einer Kolik. »Ich habe… nichts verkauft… ich kann es beschwören…«

»Wir haben es uns gedacht«, sagte die knarrende Stimme hinter ihm.

»W-i-r?« dehnte der alte Mann das Wort und wandte sich langsam um. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn. Gefahr! »Was haben Sie mit den

Krähen zu tun – und vor allem…«

Weiter kam er nicht.

Die Worte blieben ihm wie ein Kloß im Hals stecken.

Der Fremde war einen Schritt näher gekommen.

In dem grünen Gespensterschein, der alles umfloß, sah Monsieur Henri ihn vollends.

Er hatte keinen menschlichen Kopf, sondern den überdimensionalen Schädel einer Krähe auf den Schultern!

Die großen, dicht beisammenstehenden Augen glitzerten kalt, und der dicke, schwarze Schnabel stieß nach vorn.

Monsieur Henri schrie wie am Spieß, als der unheimliche Gast seinen Kopf ruckartig nach vorn bewegte, und der Schnabel wie ein Speer seinen Augapfel durchbohrte.

*

Er schrie noch immer, als er sich aufrichtete und schweißgebadet erkannte, daß er im Bett saß, niemand in seinem Zimmer sich aufhielt und er die Ereignisse des zurückliegenden Tages unbewußt im Traum verarbeitete.

Mit zitternder Hand tastete er nach dem Lichtschalter. Die altmodische Nachttischlampe spendete bernsteinfarbenen Schein.

Monsieur Henris Puls jagte, sein Herz pochte, und nur langsam beruhigte sich sein Schlag.

Ein Traum! Das Ganze war nur ein Traum!

Der Mann schloß die Augen. Die Anspannung wich sichtlich von seinem Gesicht, sein Atem wurde ruhiger.

Er ließ fünf Minuten verstreichen. In dieser Zeit drehten sich die Gedanken in seinem Hirn wie ein Karussell.

Alle Erlebnisse des Tages gingen ihm blitzartig nochmal durch den Kopf.

Die Begegnung mit dem Inder und seiner hübschen jugendlichen Begleiterin… der Kleidertausch… das Kostüm, das draußen an der Tür hing… der Angriff der Krähen… der Tote im Keller… waren alle diese Dinge auch nur geträumt?

Erregung packte ihn plötzlich.

Wenn dies alles nur ein Traum war, ’ dann brauchte er sich keine Sorgen zu machen.

Er wollte es sofort nachprüfen!

Erstaunlich wendig sprang er aus dem Bett.

Elan erfüllte ihn und Hoffnung, daß wirklich alles eine natürliche Erklärung hatte.

Eine erste seltsame Erkenntnis und Ahnung packte ihn, als er am verschlossenen, mit einem Laden verdeckten Fenster vorbeikam.

Durch die Ritzen fiel Helligkeit. Tageslicht?!

Zwischen Monsieur Henris Augen entstand eine steile Falte.

War es denn nicht Nacht?

Er riß das Fenster auf, löste die Verhakung und stieß die beiden Ladenhälften nach außen.

Der Himmel war bewölkt. Reste von Blau zeigten sich zwischen den Wolken.

Dem Licht nach war es später Nachmittag…

Der Mann kratzte sich im Nacken.

Die Erinnerung kam blitzartig zurück.

Er hatte nach den schrecklichen Ereignissen – den Mord an einem ihm unbekannten Kunden in seinem Geschäft – den Laden geschlossen, war voller Entsetzen in sein Schlafzimmer gelaufen, hatte die Fensterläden geschlossen und sich ins Bett gelegt, um seine aufgepeitschten Nerven zu beruhigen!

Das lag noch gar nicht so lange zurück.

Er warf einen Blick auf das Zifferblatt seiner Armbanduhr.

Wenige Minuten vor drei… Nicht drei Uhr nachts, sondern drei Uhr nachmittags!

Einen Augenblick schloß Monsieur Henri die Augen, und die alte Angst wallte wieder in ihm auf.

Dann gab er sich einen Ruck und versuchte die Flutwelle der Gedanken und Gefühle zurückzudrängen. Es brauchte keine Bedeutung zu haben. Es konnte einen anderen Grund haben, daß er sich hingelegt hatte... Schließlich legte er sich jeden Mittag hin. Er war nicht mehr der jüngste. Diesmal hatte er tiefer geschlafen und intensiver geträumt als sonst… nicht jeder Tag war gleich.

Daß er geträumt hatte, mußte nicht unbedingt damit zusammenhängen, daß wirklich etwas Außergewöhnliches geschehen war. Wahrscheinlich war seine Phantasie durch den Ankauf des Kostüms und die angenehme und spannende Art des Fremden, zu erzählen, angeregt worden. Dies wiederum hatte eine Kettenreaktion im Traum ausgelöst.

Nun, gleich würde er mehr wissen...

Er lief die fünf hölzernen Stufen nach unten. Jenseits der klapprigen Tür lag das Hinterzimmer, in dem so etwas wie ein Büroraum untergebracht war. Hinter diesem wieder lag das eigentliche Geschäftslokal.

Im ›Büro‹ gab es nichts Besonders. Alles war unverändert…

Henri öffnete die Tür, und sein Blick fiel sofort auf die Glimmerjacke und die violette Seidenhose, die der Inder gebracht hatte.

Auch hier war alles unverändert.

Die Krähen… unwillkürlich fiel sein Blick auf das

gegenüberliegende Regal, von dem aus die Krähe zu im gesprochen hatte. Das Bord war leer…

Monsieur Henri strich die schütteren, dünnen Haare aus der Stirn. Hoffnung keimte in ihm auf.

Sein Blick ging zu der Stelle, wo der fremde Kunde von den Krähen getötet worden war. Es gab keine Spuren, die auf eine solche Situation hingewiesen hätten.

Er eilte in den Laden. Die Tür war verschlossen.

Der kleine Mann warf einen Blick durch die trübe Verglasung. Dahinter sah er die Umrisse von Passanten, die es eilig hatten, hörte und erkannte den vorbeiflutenden Verkehr. Auto- und Motorradfahrer, Lkws…

Das war die Welt, die ihm vertraut war…

Er haßte zwar den Gestank der Auspuffgase und den Lärm, den der Verkehr stets an seinem die Straßenecke einnehmenden Geschäft verursachte… doch in diesem Moment war er froh, ihn zu hören.

Er bewies, daß die Welt noch in Ordnung, noch ›normal‹ war…

Beinahe in Hochstimmung schloß er die Ladentür auf, trat ins Freie und atmete tief die benzingeschwängerte Luft ein.

Dann kehrte er ins Geschäft zurück.

Er durchquerte das Hinterzimmer. Von dort aus führte eine Tür auf einen handtuchschmalen muffigen Korridor. Die Tür zum Keller war nichts weiter als eine Klappe, die in den Dielenfußboden eingelassen war.

Monsieur Henri löste den Haken, zog sie in die Höhe und kletterte auf der Hühnerleiter in die Tiefe. Die kühle Luft streifte sein Gesicht.

Wenig später stand er in dem Kellerraum, der von ihm als eine Art Lagerstätte benutzt wurde. Kisten standen herum, viele Bilder und Bücher und technisches Gerät, für das sich bisher keine Interessenten gefunden hatten, stapelten sich in den finsteren Ecken.

Eine nackte Glühbirne spendete schwaches, gelbliches Licht.

Monsieur Henri begann unter einem Berg Lumpen zu wühlen.

In den Ecken raschelte und piepste es. In diesem verstaubten und mit Spinnweben verhangenen Raum waren Mäuse und Ratten zu Hause.

Sie hatten keine Furcht vor dem Menschen, der so unerwartet hier unten aufgetaucht war.

Unter dem Lumpenberg, der aussah wie eine Müllhalde, hockten ebenfalls Ratten. Um nicht von ihnen gebissen zu werden, stocherte Monsieur Henri mit einem Besenstiel darin herum… und wurde fündig.

Er schien zu erstarren, als er plötzlich festen Widerstand spürte.

Der gab nach – wie ein lebloser Körper, der dort lag…

Und der Alptraum, der Henri bereits verlassen zu haben schien,

holte ihn wieder ein.

*

Das Grauen schnürte ihm die Kehle zu, und alle organischen Abläufe in seinem Körper schienen sich zu beschleunigen.

Er wußte nicht, was er tat. Er tat es mechanisch wie ein Roboter…

Er warf in Hast die alten Lumpen zur Seite und legte den in ein Tuch eingeschlagenen Körper frei.

Wie er vermutet hatte, waren die Nager bereits in Aktion getreten. Das Tuch war an mehreren Seiten durchlöchert, die Leiche angefressen…

Wahrheit! Alles gräßliche Wahrheit…

Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, seine Handflächen waren feucht, Schweiß perlte von seiner Stirn.

In seinem Haus war ein Mord geschehen, und Monsieur Henri deckte diesen Mord durch sein Schweigen. Und es würde noch mehr geschehen.

Mit dem Kostüm des Inders war etwas geschehen, von dem er keine Ahnung hatte. Wenn der Mann zurückkam, um es wieder abzuholen, würde etwas geschehen, über das er nicht nachdenken wollte.

Aber er würde nicht umhin können, den Inder in eine unheilvolle Situation zu locken… wenn die Leiche als Beweis im Keller lag, waren die Krähen nicht weit.

Was er so gern vergessen wollte, quälte ihn weiterhin.

Das Grauen hielt ihn wieder fest wie mit eisigen Klauen…

*

Auf der Insel herrschte eine harmonische, friedliche Atmosphäre.

Obwohl es dort seit geraumer Zeit hektischer zuging als sonstwo.

Öfter tauchten wie Geister aus dem Nichts die Menschen auf, die normalerweise hier lebten!

Zu ihnen gehörten Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé, die nach dem Verschwinden Carminia Brados und Björn Hellmarks die Hauptlast bei den Unternehmungen trugen. Sie wollten alles daransetzen, die Freunde, die in die Hände des Dämonenfürsten Molochos gefallen waren, zu befreien.

Eile war geboten. Rani Mahay und seine Begleiterin gönnten sich keine Ruhe.

Die Nervosität, die sie nur schwer unterdrücken konnten, spürten auch die anderen. Die anderen – das waren Pepe, der Junge aus den Urwäldern Yucatáns, den Björn Hellmark als Adoptivsohn

angenommen hatte. Das waren Jim, der Guuf, ein Zwitterwesen zwischen Mensch und Dämon. Er sah aus wie ein dämonischer Kugelkopf, war aber menschlich eingestellt, hatte das Herz auf dem rechten Fleck und konnte keiner Fliege etwas zuleide tun. Zu den ›Bewohnern‹ der kleinen Insel, auf der ewiger Frühling herrschte und es nie Nacht wurde, gehörten noch Alan Kennan und das Geschwisterpaar Marga und Ulrich Koster. Sie waren Sensitive, verfügten über telepathische Fähigkeiten und hatten sich entschlossen, auf der unsichtbaren Insel Marlos ihr neues Domizil aufzuschlagen.

Zu den ›Bewohnern‹ gehörte auch ein bizarres Geschöpf namens Blobb-Blobb. Der durch dämonische Aktivitäten verschwundene Whiss hatte es aus einem Ei ausgebrütet.

Blobb-Blobb war stets zu allem möglichen Unfug aufgelegt, fegte wie ein Blitz über den Strand, war nur wenige Zentimeter groß und hatte die Form eines Vogels. Wie Whiss hatte er menschliche Arme und Beine und winzige Glieder, die an seinem Körper putzig aussahen. Auf dem kahlen Kopf, der ein Mittelding zwischen Vogel- und Schildkrötenschädel war, zeigten sich elf dunkle ›Pickel‹, winzige Erhebungen, die im Lauf der Zeit noch größer werden und sich zu sogenannten ›Noppen‹ auswachsen würden. Diese Noppen waren teleskopartig ausfahrbar, mit ihnen ließen sich allerlei parapsychische Manipulationen bewerkstelligen. Zu gezielten Manipulationen war Blobb-Blobb noch nicht fähig. Dazu war er noch zu jung, gleichsam ein verspieltes Kind, das jedoch sehr intensiv die Stimmungen und Situationen mitbekam, unter denen die anderen Marlos-Bewohner standen. Er wußte, was geschehen war und bedauerte es, daß er nichts tun konnte.

Doch die intensive Kleinarbeit, die Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé inzwischen geleistet hatten, zeigte erste Erfolge.

Eine alte Frau, die Hotel-Inhaberin Charmaine Fraque, hatte sich als ein Kriterium allerersten Ranges herausgestellt. Charmaine Fraque machte mit den Dämonen gemeinsame Sache, stellte den Geistern und Schergen des Bösen ihr Haus zur Verfügung und lebte wie ein Vampir in der Nacht, inzwischen wieder wie eine junge Frau, da ihr Alter durch das Aussaugen des Lebens eines Mädchens vergangen war.

Charmaine Fraque stand in Verbindung zu Molochos und Rha-Ta-N'my! Rani hatte eindeutige Hinweise dafür erhalten. Im Hotel gab es einen Trakt, der in der Nacht von Geistern bewohnt war. Diese Geister lebten tagsüber als Krähen in der normalen Dimension, waren in der Nacht Mischwesen zwischen Mensch und Tier und konnten in ein Zwischenreich eingehen, in dem offensichtlich nur dämonische Geschöpfe zu Hause waren und bei denen die sich wohl fühlten.

Über Charmaine Fraque und den Geistern, mit denen sie sich umgab, hoffte Mahay einen Weg zu finden, um zu Molochos

vorzustoßen und damit zu den Eingeschlossenen, zu Carminia und Björn. Sie konnten sich ganz offensichtlich aus eigener Kraft nicht mehr befreien.

Bis vor wenigen Minuten noch weilte der Inder in der Nähe von Céreste, jenem Ort, aus dem Madame Fraque inzwischen zwei Opfer geholt hatte. Ein junges Mädchen und einen Mann, der dort eine Bäckerei besaß und vor zwei Tagen auf rätselhafte Weise gestorben war.

Über beide Fälle berichteten inzwischen auch überregionale Zeitungen.

Pepe, der die Verbindung zwischen Marlos und der ›Außenwelt‹ hielt – wie er sich stets ausdrückte – hatte indessen mehrere Zeitungen beschafft,' in denen von beiden berichtet wurde.

Kaum waren Rani und Danielle aus dem Nichts materialisiert, kam Pepe schon angeflitzt. Er schwenkte mehrere Zeitungen. »Das ist genau, was du suchst!« rief er schon von weitem. Er drückte Rani die Zeitungen in die Hand, die ihn interessierenden Artikel waren mit Rotstift gekennzeichnet.

Der Inder bedankte sich und überflog die Berichte.

Da war von dem Mädchen Claudia Sevoir die Rede, das vor zwei Tagen sein Elternhaus verließ, um nach Paris zu gehen, wie seine Eltern glaubten.

Dort war Claudia aber nie angekommen. Konnte sie auch nicht… Sie war mit einem »Freund« ausgerissen, dem Bäcker des Ortes, der ein Auge auf sie geworfen hatte und den sie für ihre »Flucht« schamlos ausnutzte. Doch zu diesem Zeitpunkt wußte sie selbst noch nicht, daß sie auch nur Mittel zum Zweck – ein »Opfer« war. Sie folgte in jener Nacht nicht ihrem eigenen Willen, sondern einem hypnotischen Ruf, der schon in sie eingepflanzt wurde, als sie noch ein kleines Mädchen war. In jener Nacht aber wurde er wirksam. Madame Fraque rief ihr Opfer, denn sie fühlte ihren Tod nahen.

Das Alter forderte seinen Tribut. Doch Charmaine Fraque schlug ihm mit Hilfe dämonischer Mächte ein Schnippchen, und ohne Rücksicht auf ein Menschenleben nutzte sie Claudia Sevoirs Jugend und Schönheit aus, füllte ihren Körper damit, wie eine Batterie sich mit Energie auflud.

Doch in jener Nacht geschah noch mehr.

Claudia hatte einen Begleiter mitgebracht. Unliebsame Zeugen ließ Charmaine Fraque verschwinden.

Sie tötete den Mann erst in ihrem Hotel, erweckte ihn dann nochmal mit satanischer Kraft zum Leben und schickte ihn mit einem posthypnotischen Auftrag nach Hause zurück. Der Mann verließ das Hotel, fuhr nach Hause und legte sich dort in sein Bett, um zu sterben. Als man ihn am nächsten Morgen fand, war sein Körper überzogen

von einer dünnen Reif- und Schneeschicht, als hätte es in der Nacht geschneit. Doch in Frankreich stand der Sommer vor der Tür…

Den eigenartigen Todesfall kommentierten auch einige französische Zeitungen. In Céreste war inzwischen der Teufel los. Reporter aus allen Teilen des Landes waren inzwischen in der kleinen Stadt eingetroffen, um an Ort und Stelle durch Verwandte, Freunde und Bekannte des Toten möglicherweise etwas mehr über den Verblichenen zu erfahren. Vielleicht verfügte er über außergewöhnliche Fähigkeiten? Vielleicht stand er mit jenseitigen Mächten in Verbindung…, eine solche Wahrscheinlichkeit hielten viele für möglich – den Zeitungsberichten nach zu urteilen. Es wurde auch vermutet, daß der Bäcker über die Fähigkeit der außerkörperlichen Wahrnehmung verfügte. In diesem Fall könnte er sich unter Umständen an einem anderen, fernen Ort aufgehalten haben – getrennt von seinem Originalkörper. Er war nicht mehr rechtzeitig zurückgekehrt und an diesem fernen Ort – vielleicht in der Arktis oder Antarktis – erfroren...

Daß alle Mutmaßungen die Wirklichkeit nicht berührten, wußten nur Rani Mahay und Danielle, die ebenfalls die Nacht des Grauens in dem alten, nicht mehr bewirtschafteten Hotel miterlebt hatten. Mahay selbst wäre fast auf die gleiche Weise »umgekommen« wie der Bäcker. Madame Fraque steckte mit ihren unheimlichen Fähigkeiten dahinter. Doch darüber konnte niemand schreiben. Weil niemand es wußte.

Das war einesteils gut so, weil dadurch niemand in Gefahr geriet, andererseits aber schlecht, weil Madame Fraque ungestört ihre seltsamen »Geschäfte« weiter betreiben konnte.

Auch ein Mitarbeiter von AMAZING TALES, jener Zeitschrift, die grenzwissenschaftliche Gebiete behandelte und von Richard Patrick herausgegeben wurde, war inzwischen in Céreste. Leute Patricks, der ein Freund Björn Hellmarks war, hatten ein besonderes Gespür für ausgefallene und außergewöhnliche Situationen. Ob sie bei ihren Recherchen auf das Hotel stießen?

Rani war vor wenigen Minuten noch dort gewesen.

Was er erlebt hatte, bewies ihm ein weiteres Mal, daß Madame Fraque über Fähigkeiten verfügte, die man nicht unterschätzen durfte.

Wieder hatte sie ihm etwas vorgegaukelt. Diesmal mit Hilfe des »Tschonn«, einer rätselhaften Gestalt aus der Vergangenheit der Erde, von dem sie behauptete, er könne die Zeit manipulieren…

Und Rani hatte auch den Eindruck gewonnen, daß dies stimmte. Er hatte im Innern des Hotels jegliches Gefühl für die Zeit verloren und auch räumlich war einiges durcheinandergeraten. Minutenlang war er durch ein Labyrinth von Wegen geirrt, während er sich in Wirklichkeit zwischen mehreren steinernen Särgen aufhielt, die Madame Fraque aus für ihn noch unerfindlichen Gründen aus den Grüften

irgendwelcher adliger Damen und Herren gestohlen hatte… gestohlen auf eine besondere Weise: Sie bediente sich dabei geistiger Kräfte. Nicht ihrer eigenen, sondern derer ihrer Opfer, die sie Molochos und Rha-Ta-N'my zuliebe in einen Dimensionsschacht lockte. Nur Menschen mit parapsychischen Fähigkeiten verschwanden in dieser Falle. Dort verloren sie mit der Zeit ihre Kraft, weil sie durch Charmaine Fraque auch hier angezapft und ausgelaugt wurden. Nach einer gewissen Zeit dann waren die Kräfte der Unglücklichen aufgebraucht, und sie starben. Zu den Gefangenen im Dimensionsschacht gehörte auch Whiss, das Wesen aus dem Mikrokosmos, zu dem Rani Mahay eine besondere Affinität besaß.

Auch um Whiss aus der Falle zu holen, mußte er nochmal zum »Hotel Fraque« zurück.

Er hatte nun schon einige Erkenntnisse über diesen gespenstischen Ort gewonnen. Doch er wußte noch lange nicht alles.

Da war der geheimnisvolle Dimensionsschacht… da gab es die Gewölbegruft mit den steinernen Särgen… es existierten im Anbau Zimmer, deren Fensterläden stets geschlossen waren und die immer in Dunkelheit lagen. In diesen Zimmern standen einfache Altäre. Darauf eine schwarze Kerze, darüber hing ein Bild, das eine nebelverhangene, fremdartige Landschaft zeigte… Waren diese Bilder Tore in eine Jenseitswelt, in jenes »Zwischenreich«, das Charmaine Fraque bereits mehrere Male erwähnte, wenn sie von ihren gespenstischen Gästen sprach…

Alle diese Fragen mußte er noch klären. Vor allen Dingen wollte er die Brücke finden, die sie zu Molochos und Rha-Ta-N'my geschlagen hatte. Er hoffte nur, daß seine bisherige Erfolglosigkeit im Zusammenhang mit Charmaine Fraque die Dämonischen nicht noch mehr aufgewühlt hatte, als sie es nach dem momentanen Sieg über Björn Hellmark an sich schon waren. Er durfte jetzt Charmaine Fraque nicht zu Atem kommen lassen. Eindeutig hatte er erkannt, daß ihre Kraft am Tag begrenzt war. Sie hatte sich durch Hypnose und Trugbilder geschützt. Ein Zeichen, daß sie eine Entdeckung durch ihn so lange wie möglich vermeiden wollte. Wenn er auf sie stieß – vielleicht lag sie ganz und gar wie Vampire anderer Art tagsüber in einem der Särge! – war sie möglicherweise schütz- und hilflos. Und erst mit Einbruch der Dunkelheit begann ihr wahres Geisterdasein.

Rani mußte sich eingestehen, daß Charmaine Fraque ein schwerverdaulicher Brocken für sie war…

Auch seine List, als Clochard dort aufzukreuzen, war viel zu früh durchschaut worden.

Deshalb war er nach Marlos zurückgekehrt, um sich der schmutzigen, kratzenden Kleidung zu entledigen, die er im Antiquitätenladen des Monsieur Henri erstanden hatte.

Der Inder sprang splitternackt ins Wasser, tauchte unter, genoß das Meerwasser und fühlte sich wie neugeboren, als er sich abfrottierte und in frische Kleider schlüpfte.

Die khakifarbene lange Hose und das kurzärmelige weiße Hemd ließen seinen bronzefarbenen, sportlich gestählten Körper besser zur Wirkung kommen als die schlampige Clochard-Kleidung.

Danielle verstaute alles in einen handgefertigten Jute-Sack.

»Ich bring alles sofort zurück«, sagte Mahay, der keine Minute länger als nötig auf der Insel bleiben wollte.

»In Ordnung«, nickte die junge Französin. »Ich begeb mich wieder auf Horchdienst… halte das Hotel im Auge und warte, bis du kommst…«

»Einverstanden. – Achte besonders auf die Krähen, Cherie… spätestens seit dem Zwischenfall vorhin wissen wir, daß mit den großen schwarzen Vögeln nicht zu spaßen ist. Sie symbolisieren offensichtlich – Rha-Ta-N'my. Wenn etwas mit ihnen sein sollte, dann zögere nicht, sie auf der Stelle zu töten…«

Als er dies sagte, ahnte er nicht, daß er sein eigenes Todesurteil gesprochen hatte…

*

Nur schweren Herzens hatte er sich von der Jacke und der Hose trennen können, die er während seiner Zeit als »der Koloß von Bhutan« getragen hatte. Damals war er als Zirkussensation aufgetreten, hatte ungezähmte Raubkatzen durch seinen bloßen Willen in der Manege gebändigt und sensationslustigen Zuschauern manche Gänsehaut damit erzeugt.

Rani versetzte sich an die Straßenecke mitten in Paris.

Er materialisierte nur wenige Schritte von dem Antiquitätenladen Monsieur Henris entfernt. Mitten zwischen den Passanten, von denen ihn einer beinahe umgerannt hatte. Der Mann entschuldigte sich noch und kriegte in der Eile nicht mit, daß der Inder vor einer Sekunde noch gar nicht dort gestanden hatte, sondern eben erst erschienen war…

Mahay steuerte auf den Eingang des Ladens zu.

Er sah sofort, daß sich niemand drinnen aufhielt. Nicht mal der Geschäftsinhaber.

Er bemerkte auch, daß das Glimmerjackett und die violette Hose noch am Haken an der Tür hingen. Es war alles noch so, wie er es verlassen hatte. Die guten Stücke waren nicht verkauft worden! Ein Glück!

Der Inder drückte die Tür auf. Die Glöckchen am oberen Rand schlugen an.

»Hallo, Monsieur«, rief Rani Mahay lautstark beim Eintreten. »Da bin ich wieder. Was sagen Sie dazu? So schnell kann eine Situation sich verändern. -Sie wissen doch… Ich hatte Ihnen von meinem Freund erzählt, der eine so verrückte Party organisieren wollte. Die ganze Sache ist ins Wasser gefallen. Er muß das Festival auf unbestimmte Zeit verschieben. Vor einer Stunde haben sie ihn ins Krankenhaus eingeliefert. Akute Blinddarmentzündung… Bis mein Freund wieder aus dem Hospital zurückkommt, möchte ich nicht gern die schönen Stücke hier hängen lassen… Vielleicht kommen Sie sonst doch noch in Versuchung und…« Rani unterbrach sich.

Eigentlich hätte Monsieur Henri schon längst aus dem Hinterzimmer nach vorn kommen müssen.

Aber es rührte sich nichts.

Nachdem Mahays Worte verhallt waren, war es totenstill in dem kleinen Laden.

»Monsieur Henri? Hallo – hören Sie mich? Ich bin's… Mahay…« Er trat zwei Schritte nach vorn. Die Tür zum Hinterzimmer war nur angelehnt.

In dem Moment, als er seine Hand auf die Klinke legte, wurde die Tür von der anderen Seite geöffnet…

*

»Hallo, Monsieur…«, sagte der alte Mann mit dem schütteren Haar leise. »Bitte, entschuldigen Sie, daß ich nicht gleich gekommen bin… ich war beschäftigt. Unten im Keller… ich mußte für einen anderen Kunden, der sich nachher etwas abholen möchte, etwas herauf holen…«

Der Mann sah schmutzig aus. Staub und Spinngewebe hingen auf seinem Haar und seiner Weste. In der Hand hielt er einen alten Tonkrug, den er vorsichtig neben einen Schrank stellte.

»Ich wasche mir nur schnell die Hände. Ich bin sofort wieder zurück…«

Im Hinterzimmer war ein kleines Waschbecken befestigt.

Mahay hörte, wie der Hahn geöffnet wurde und das Wasser auf Henris Hände lief.

Zwei Minuten später tauchte der Mann wieder auf und fuhr sich mit dem Handtuch, das er noch zwischen den Fingern hielt, über das Haar und die Weste. Dann warf er das Tuch einfach hinter sich. »So, jetzt können wir uns weiter unterhalten…«, sagte er nickend. »Ich hätte Sie so schnell nicht zurückerwartet… es findet wohl keine Party statt, wie? Oder zweifeln Sie an meiner Zusage?«

Rani lächelte. »Beides stimmt.« Er stellte den Jute-Sack mit den Kleidern des Clochard auf die Ladentheke. Monsieur Henri warf nur

einen kurzen Blick hinein, vergewisserte sich, daß die »Ausstattung« komplett war, und schob den Sack dann ohne weitere Beachtung an die Seite der Theke.

»Sie wollen Ihre Kleider also wirklich wieder zurückhaben?« vergewisserte er sich nochmal, als könne er annehmen, Rani hätte sich vielleicht in der Zwischenzeit doch anders entschieden.

»Naturelement, Monsieur… sehr gern… und hier ist der Aufpreis, den ich zu zahlen bereit war, wenn Sie sich auf das Geschäft einlassen würden…«

»Non, damit bin ich nicht einverstanden«, winkte der Antiquitätenhändler ab, ohne sich umzudrehen und den Schein, den Rani auf die Tischplatte legte, entgegenzunehmen. »Ich nehme kein Geld…«

»Aber Sie hatten die Arbeit mit allem.«

»Das war keine Arbeit…« Er machte sich umständlich an Glimmerjacke und Haken zu schaffen, als wolle er die Zeit bis zur Ablieferung verzögern. »Ich hätte allerdings eine Bitte an Sie, Monsieur«, sagte er unvermittelt. »Sie könnten mir – einen Gefallen tun. Der wäre mir mehr wert als Geld…«

»Und was für ein Gefallen wäre das?«

»Ziehen Sie das Kostüm doch mal an.«

Rani Mahay sah den Antiquitätenhändler mit einem seltsamen Blick an.

»Ein komischer Wunsch, ich weiß«, beeilte Monsieur Henri sich zu sagen. Er zuckte die Achseln. »Ist so eine Idee von mir. Ich möchte Sie gern mal darin sehen… das ist alles… alte Leute haben manchmal so merkwürdige Vorstellungen. Ich habe mir eben gedacht, wie es wohl ausgesehen haben mag, als Sie in dieser Kleidung aufgetreten sind. Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie mal im Zirkus arbeiteten?«

»Ja, das stimmt… aber ich weiß nicht, die Kleider hier anziehen und wie ein Pfau herumlaufen und…«

»Bitte, tun Sie mir den Gefallen!«

Monsieur Henri wirkte überzeugend und spielte seine Rolle gut. Am liebsten hätte er Rani gewarnt und ihn aufgefordert, die Kleider auf der Stelle zu verbrennen.

Er verhielt sich dem Inder gegenüber jedoch derart abgebrüht, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Es war, als würde nicht er sprechen, sondern ein anderer aus ihm… Er war ein Fremder und hätte vor sich ausspucken können… Er war schon alt, es lag ihm nicht mehr viel am Leben, und doch hatte er eine bisher nie gekannte Furcht vor dem Sterben. Die Begegnung mit den Krähen, die tödliche Bedrohung, die von ihnen ausging, hielt ihn davon ab, irgend etwas zu tun, was von dem »Auftrag«, den er erhalten hatte, abwich…

Rani drehte das Glimmer-Jackett zwischen den Händen. »Warum

eigentlich nicht«, sagte er dann, und ein spitzbübisches Lächeln stahl sich auf seine Lippen. »Es ist noch gar nicht so lange her, seitdem ich sie das letzte Mal trug. Meistens bin ich im Tigerfell aufgetreten… in Glimmerjacke nur zu besonderen Anlässen… vielleicht passen mir die Sachen auch gar nicht mehr… wo kann ich denn mal in sie hineinschlüpfen?«

»Mein Büro steht Ihnen selbstverständlich zur Verfügung…«

Monsieur sagte es ganz natürlich.

Am liebsten hätte er Rani gewarnt und ihn aufgefordert, den Laden so schnell wie möglich zu verlassen. Aber er war, was diese Dinge anbelangte, wie gelähmt.

Mahay zog sich im Hinterzimmer um.

Die Tür blieb angelehnt. Monsieur Henri hielt sich draußen im Geschäft auf, ordnete einen Stoß alter Zeitschriften, sortierte alte Postkarten in ein Album, das ein Kunde kürzlich in der Hand hatte, und fühlte die zunehmende Nervosität.

Er warf aus den Augenwinkeln einen Blick auf den Türspalt. Dahinter brannte Licht, ein Schatten bewegte sich…

Der Franzose atmete tief durch, er ballte die Hände zu Fäusten.

Er hörte das Rascheln der seidigen Kleidungsstücke, und da gab er sich einen Ruck. Es war, als würde er endlich die Fesseln, die ihn einschnürten, abschütteln können.

»Monsieur!« rief er. »Nicht! Ziehen Sie nicht die Kleider an! Ich muß Ihnen etwas sagen…«

Er vernahm einen dumpfen Laut. Dann ein Scheppern. Es fiel etwas *vom* Tisch.

Der Mann hörte ein Stöhnen, riß sich los aus dem Bann, stürzte auf die Tür zum Hinterzimmer zu und stieß sie nach innen.

Er wollte nicht glauben, was sich seinen Augen bot.

Rani Mahay lag am Boden, war in das Kostüm geschlüpft – und wurde Opfer der unheilvollen Magie, die die Krähen darin wirksam hatten werden lassen.

Die. Magie war stärker als Mahays Befreiungsversuch.

Mit der Kleidung, in der er gekommen war, hatte er die drei Manja-Augen auf die Seite gelegt. Die rubinfarbenen, faustgroßen Gebilde steckten in seiner Hosentasche und konnten nun nicht wirken gegen die Kraft, die ihn zu Boden geworfen hatte.

Mahay kämpfte wie mit einem Unsichtbaren, der in seiner Kleidung steckte.

Er wurde gestoßen, getreten und hatte das Gefühl, Klauenhände legten sich um seinen Hals und würgten ihn.

Die Welt ringsum wurde seltsam grau und lichtlos, als ob etwas mit seinen Augen nicht stimmte.

Mahay keuchte und versuchte wieder auf die Beine zu kommen.

Eine halbe Minute stand Monsieur Henri zwischen Tür und Angel und schien nicht recht zu wissen, was er machen sollte.

Der Mensch, der sich dort wie unter heftigen Schmerzen auf dem Boden wand, war nicht mehr der gleiche, der vorhin seinen Laden betreten hatte.

Er war kleiner geworden und versank förmlich in den Kleidern, die seinen Körper umschlabberten… Dann fiel die Glimmer-Jacke in sich zusammen, und die violette Seidenhose raschelte, als ob sich etwas darin verfangen hätte.

Ein dumpfes Stöhnen drang aus der Kehle des Ladeninhabers.

Aus dem Hosenbein – kroch eine Krähe.

Der Inder war zu einem großen, schwarzen Vogel geworden…

*

»Du hast deinen Auftrag erfüllt. Wir brauchen dich nicht mehr«, sagte da die Stimme hinter ihm.

Monsieur Henri wirbelte herum, sein Gesicht war noch gekennzeichnet von dem Schrecken, unter dem er stand.

Eine Krähe saß auf der Verkaufstheke hinter ihm. Kalt und gefährlich glitzerten die schwarzen Augen.

»Was… habt ihr mit ihm gemacht?« entrann es Monsieur Henris Lippen. »Wieso… ist er zu einem Vogel geworden…?«

Die Worte tropften zäh über seine Lippen.

»Ganz einfach«, bekam er zu hören. »Weil wir es so wollten… Wir hätten das gleich mit dir machen können. Aber das hätte uns nichts gebracht. Er war wichtiger als du… wenn du uns in die Quere gekommen wärst, hätten wir dich allerdings ebenfalls zu einer der unsrigen werden lassen. In dieser Tarnung ist dann vieles möglich…«

Monsieur Henri starrte einmal auf den sprechenden Vogel, ein andermal auf den, der am Boden hockte und einen benommenen, verwirrten Eindruck machte.

Eine dritte Krähe tauchte auf.

Erst jetzt wurde dem Geschäftsinhaber klar, daß er die ganze Zeit über mit seinem Besuch nicht allein gewesen war. Ständig waren Krähen als Beobachter präsent gewesen. Jeder Handgriff, jedes Wort war ihnen bekannt geworden…

Die zweite Krähe landete mit schwerem Flügelschlag neben der, die aus Mahays Kleidung gekrochen war.

»Was habt ihr… mit ihm vor? Warum mußte dies geschehen?« fragte Monsieur Henri den sprechenden schwarzen Vogel über das Schicksal des Inders aus.

»Er ist ein Feind. Wir haben unsere Chance gesucht – und gefunden«, antwortete ihm die Krähe. »Auf irgendeine Weise mußte er

uns in die Falle gehen.«

»Und ich habe euch dazu verholten«, murmelte der Mann ernst. Er preßte die Hände vor seine Augen. »Ich bin zum Handlanger des Bösen geworden…«

»Und hast damit dein Leben gerettet!« fiel die Krähe ihm ins Wort. »Was hättest du dir Besseres wünschen können?«

»Ich wünschte, ich hätte euch nie geholfen«, stieß der Mann hervor. »Ich habe es nicht gewollt… nein, das habe ich nicht gewollt.«

Ein leises, teuflisches Lachen kam aus dem Krähenschnabel. »Das hättest du dir früher überlegen sollen.«

»Verwandelt ihn zurück! Gebt ihm seine alte Gestalt wieder!« Er sagte es wie im Fieber. »Nehmt stattdessen mich!«

»Was sollen wir mit dir? Ihn brauchen wir. Mit dir können wir nichts anfangen.«

»Nehmt mein Leben für das seine…«

»Deine Reue kommt zu spät«, wurde ihm spöttisch geantwortet. »Du hättest ihn eben früher warnen sollen… dafür darfst du das Kostüm behalten. Du kannst es bedenkenlos jedem verkaufen, der sich dafür interessiert. Es ist ein, ganz normales Kostüm. Die Magie, die es enthielt, ist verbraucht und hat auf den eingewirkt, für den sie gedacht war. Sollten keine außergewöhnlichen Umstände mehr eintreten, wirst du uns nie wiedersehen…« Mit diesen Worten spreizte der schwarze Vogel seine großen Schwingen.

»Leb wohl! Und vielen Dank für deine Hilfe.«

»Halt!« rief Monsieur Henri.

»Was ist denn jetzt noch?«

»Der Fremde… der Tote in meinem Keller – «, stieß er hervor. »Was wird aus ihm?«

»Wieso fragst du mich danach?«

Der Mann schnappte nach Luft. »Ich mußte ihn… auf euer Geheiß dort unten verstecken. Wenn man ihn sucht und findet…«

»Das ist nicht unser Problem. Sieh zu, wie du damit fertig wirst. Liegt die Leiche in deinem oder einem anderen Keller? Wenn du dich unverdächtig verhältst, wird kein Mensch auf die Idee kommen, daß du etwas mit dem Mord an dem Mann zu tun haben könntest.«

»Ich habe auch nichts damit zu tun, ihr…«

»Na also! Weshalb regst du dich dann auf? Laß den Toten liegen oder schaff ihn weg…, ganz wie du willst. Wir überlassen ihn dir…«

Die Krähe flog in den Laden hinein. Ihr Ziel war ein alter Eisenofen in der Ecke, vor dem ein Schutzgitter stand. Der Ofen war mit einem kerzengerade an der Wand hochführenden Rohr verbunden, das in den Kaminschacht führte.

Die Krähe packte mit ihrem Schnabel den Griff an der Ofenklappe und zog mit einem kräftigen Ruck daran.

Durch das Ofenloch schlüpfte sie ins Innere, kroch das Rohr hoch und verschwand im Schornstein. Auf umgekehrtem Weg war sie in das Innere des Hauses geraten, ohne daß jemand sie dabei beobachtet hatte.

Dann folgte die Krähe nach, die aus Mahays Kleidern gekrochen war.

Sie bewegte sich mit schweren Flügelschlägen durch das schummrige Geschäft, landete auf dem Ofen, schien einen Moment nicht zu wissen, was sie eigentlich tun sollte, und kroch schließlich doch in das Ofenloch. Im Rohr entstanden schabende Geräusche, als die scharfen Krallen am Blech entlangkratzten.

Dann kam die dritte Krähe. Sie folgte den beiden anderen.

Monsieur Henri lief wie in Trance zur Eingangstür seines Ladens, starrte empor in den blaßblauen Himmel und sah vom Dach des Hauses drei Krähen davonfliegen.

Er wußte, daß eine davon – der Inder Rani Mahay war, der in der verzauberten Kleidung seine Menschengestalt verloren hatte…

*

Eine andere Zeit, ein anderer Ort…

Die Zeit war die Vergangenheit. Genau – 8734 Jahre vor dem Untergang eines Kontinents, der wie Atlantis, Hyperborea, Mu und Lemuria in grauer Vorzeit existierte und eine blühende Kultur trug.

Dieser Kontinent hieß Xantilon.

Und oben im Norden, wo die legendären violetten Berge, das Schattengebirge, lagen, bewegte sich durch den Morgendunst eines neuen Tages ein eigenartiger Zug.

An der Spitze seiner kleinen Gruppe lief Macabros.

Gleich hinter ihm befanden sich Harry Carson und Bolonophom, der Angehörige eines Volkes, das in Aggars Wüstenzone lebte.

Wunderschön gewachsene junge Kriegerinnen begleiteten den Zug. Die Frauen waren braunhäutig und langbeinig, mit Speeren, Pfeil und Bogen aus dem Urwalddorf der Traphilen ausgerüstet. Macabros hatte die Loark-Frauen aus den Klauen des Schlafenden befreit, eines Götzen, der von den Sternen stammte und nach der Herrschaft auf Xantilon griff.

Gegen diesen Götzen war Macabros angetreten. Und war als Sieger aus dem Kampf hervorgegangen. Seine Initiative hatte zu einer erdrutschartigen Veränderung im Denken und Fühlen jener geführt, die diesem Götzen dienten, die ihn verehrt hatten. Macabros war stärker gewesen. Und so war er in den Augen aller zum unbezwingbaren Gott geworden.

Weder Feuer noch Eisen konnte ihn fällen. Mit eigenen Augen

hatten es die meisten gesehen.

Daß Macabros kein Mensch aus Fleisch und Blut war, sondern eine ätherische, feinstoffliche Substanz, ahnte niemand. Eine unsichtbare geistige Brücke, über Zeiten und Räume hinweg gespannt, hielt ihn am Leben.

Macabros war Björn Hellmarks Doppelkörper, jenes Mannes, der von Molochos in dessen Ewigkeits-Gefängnis festgehalten wurde.

Die Aktivierung seines Doppelkörpers war unbewußt geschehen, und Hellmark – der nicht mehr lebte aber auch nicht tot war – bekam von den Aktionen Macabros' kaum etwas mit.

Manchmal war es ihm, als stiegen schwache Traumbilder in seinem Innern auf. Er sah sich dann in einem fremden Land, in der Begleitung fremder Menschen, wußte aber weder mit dem einen noch mit dem anderen etwas Richtiges anzufangen.

Macabros dagegen war voll aktiv, wußte was auf dem Spiel stand und verfolgte präzise seinen Weg.

Er wollte die Legende um den »Toten Gott« schmieden, die graue Vorzeit Xantilons, in der alle Bedingungen einer phantastischen Welt herrschten, erforschen und vor allem das rätselhafte »Singende Fahsaals« finden. Was das genau war, wußte niemand. Es gab darüber tausend Vermutungen, das war aber auch alles. Niemand hatte es je gesehen, geschweige denn in der Hand gehabt. Aber durch seinen Geistfreund Al Nafuur, der über das vorhandene Kommunikationssystem einer auf Xantilon havarierten Rasse aus dem Weltraum Kontakt zu ihm aufgenommen hatte, wußte er, daß das »Singende Fahsaals« der Schlüssel zur Lösung seines Problems war. Und nicht nur sein Schlüssel. Mit einem Handstreich konnte er Molochos' ganze Macht auslöschen. Dies war sein Ziel. Und er beeilte sich, es so schnell wie möglich zu erreichen.

Denn die Zeit drängte. Er wußte nicht, wie lange er hier noch agieren konnte, wann Molochos möglicherweise auf den Gedanken kam, sich doch der beiden Menschen zu entledigen. Eine andere Gefahr war, daß ihm von den Aktivitäten Macabros' – über die er bisher nichts wußte – etwas zugetragen wurde. Dann konnte etwas geschehen, wovor er sich fürchtete. Molochos – oder jeder andere dem Dämonenreich Zugehörige – konnte für Hellmarks Tod sorgen. Und damit würde, sich auch Macabros auflösen. Die Angst vor etwas Unberechenbarem steckte ständig in ihm. Doch er ließ sich den anderen gegenüber nichts merken…

Zielstrebig und kraftvoll setzte er seinen Weg fort.

Insgesamt vierzehn Loark-Frauen hatten sich der Expedition, ins Unbekannte angeschlossen. Was sie jenseits der violetten Berge erwartete, wußte niemand.

Es hieß zwar, daß dort der Ewige Nebel liegen sollte und der Wall

der allessehenden Augen. Doch keiner der Männer und Frauen, die ihn begleiteten, wußte mehr darüber auszusagen. Keiner war jemals dort gewesen.

Auf dem Weg nach dort mußte man damit rechnen, durch feindliche Länder zu kommen und mit Gefahren konfrontiert zu werden, die nicht vorauszusehen waren.

Dies war eine jungfräuliche Welt, voller Wunder und Magie, und Unvorstellbares konnte beim nächsten Schritt passieren. Xantilon 8734 Jahre vor dem Untergang – das war ein Kontinent, auf dem es Zauberer und Magier-Priester, Monster und Fabelwesen, Feen, Kobolde, Geister und Kämpfer gab, die Tod und Teufel nicht fürchteten und sich auf ihre Kraft und Geschicklichkeit verließen. Ein solcher Kämpfer war beispielsweise Bolonophom, ein Mann, der Abenteurerblut in den Adern hatte, und dem die Begegnung mit Macabros nur gelegen kam. Der war ein Gott. Und in der Begleitung eines Gottes konnte einem – davon war er fest überzeugt – schließlich nicht allzuviel passieren.

Macabros wählte ein forsches Tempo. Im Gegensatz zu seinen Begleitern, die aus Fleisch und Blut waren, unterlag er keinen Kräfteschwankungen. Er hätte stundenlang bergauf, bergab laufen können, ohne zu ermüden. Aber dies konnte er seinen Begleitern nicht zumuten.

Auf einem mit Farnen und kleinen Büschen bewachsenen Plateau legten sie die nächste Rast ein.

Von dieser Höhe hatten sie eine vortreffliche Sicht über die kegelstumpfartigen Berge, die sich bis weit zum Horizont hinzogen. Im frühen Licht der Morgensonne schimmerten sie tatsächlich in violettem Schein, der sich noch verstärkte, je höher die Sonne stieg.

Die Welt, die sie umgab, erinnerte Macabros an ein Puzzle, das ein Titan aus unterschiedlich geformten Steinen zusammengesetzt hatte. Die Berge waren verschieden hoch, mal spitz, mal rund. Sie sahen aus wie überdimensionale Zuckerhüte andere erinnerten an gigantische Pyramiden, die den alten Ägyptern als Modell hätten dienen können.

Das Violett war abgestuft von hell bis dunkel.

Vom Plateau aus führte der Blick weit in das gebirgige Land, das kein Ende zu nehmen schien. Silbern schimmerten Bach- und Flußläufe, wie Spiegel wirkten riesige Wasserflächen zwischen einzelnen Bergen. Die Wasseroberfläche bewegte sich nicht.

Die Temperaturen waren trotz der erklommenen Höhe angenehm. Die Männer und Frauen froren nicht.

Bolonophom zeigte wieder die übliche Nervosität. Sein Jagdinstinkt war erwacht, und er redete davon, das Plateau zu verlassen und den nächstgelegenen See aufzusuchen, um für sie alle ein paar kapitale Fische zu fangen.

Fische schienen eine Delikatesse für die Loark zu sein. Macabros fragte sich, ob es in der Wüste auch Flüsse und Seen gab, damit das Wüstenvolk sich mit diesem Nahrungsmittel versehen konnte.

Daß er ein geschickter Fischfänger war, hatte Macabros schon mal erlebt. Das ließ den Schluß zu, daß Bolonophom und offenbar auch andere Angehörige seines Volkes im Fischefangen trainiert waren.

»Er hat immer nur drei Dinge im Kopf«, flachste Macabros. »Essen, Trinken und die Frauen…«

Bolonophom grinste. »Ein Zeichen, daß ich ein Mann bin. Ich frage mich, ob es bei euch Göttern vielleicht noch andere Sachen gibt, die das Leben lebenswert machen…«

Macabros dachte einen Moment nach. »Mhm«, murmelte er dann, »so sehr unterscheiden wir uns da von euch nicht…«

Bolonophom schlug sich auf die Schenkel. »Dann stimmen die alten frommen Legenden doch. Die Götter, so sagt man, würden fressen, saufen und lieben, daß den Sterblichen Hören und Sehen verginge… ihr tut eben alles sehr gründlich. Zwischen uns und euch gibt es nur einen bedeutsamen Unterschied: Ihr seid unsterblich. Da habt ihr uns einiges voraus…«

Das Gespräch wäre mit Sicherheit noch eine Zeit in dieser Richtung weitergegangen, wenn Harry Carson nicht etwas entdeckt hätte, worauf er sie aufmerksam machte.

»Da drüben geschieht etwas«, rief er ihnen zu.

Der große blonde Mann, ein wahrer Tarzan-Typ, den man sich im Lendenschurz gut vorstellen konnte, stand etwas abseits und hatte von dem Geplänkel zwischen Bolonophom und Macabros nichts mitbekommen. Carson deutete auf die Bergkuppen im Westen.

Die Sicht nach dort verschlechterte sich plötzlich.

Wortlos kamen Bolonophom und Macabros näher.

»Sieht aus wie Nebel«, sagte Macabros, nachdem er sich zwei Minuten lang das seltsame Naturereignis angesehen hatte.

Riesige Nebelschleier stiegen wie Fontänen zum Himmel, verbreiterten sich, sanken dann lautlos und majestätisch in die Tiefe und wurden von dem violetten Leuchten der Bergspitzen angestrahlt.

Der Nebel waberte jenseits der hintersten Bergkuppen und bildete ein undurchdringliches Meer, das sich immer mehr zu verdichten schien:

»Die Welt der drei Zauberinnen«, murmelte Bolonophom leise und wirkte in diesem Moment wie verklärt.

Zwischen Macabros' Augen entstand eine steile Falte.

»Was meinst du damit, Bolonophom?«

»Das Reich des Ewigen Nebels und der Wall der allessehenden Augen begrenzen ein geheimnisvolles, unerforschtes Gebiet. Das ›Singende Fahsaals‹ wird oft im Zusammenhang mit den intensiven

Nebelzonen dieser Welt genannt. Wo die tanzenden, leuchtenden Nebel aufsteigen, soll aber die Welt der drei Zauberinnen liegen. Jenseits der letzten Bergkette liegt das Land Un. Dort soll es kein Leben geben. Leer und einsam, wie ›ein großes schwarzes Loch‹ – so wird es beschrieben. Dort hausen die drei Zauberinnen und beeinflussen den Nebel. In Un ist es vielleicht jetzt Nacht, während hier noch Tag ist… wir sind nicht mehr weit von dem Ewigen Nebel entfernt. Bis zum Einbruch der Dunkelheit werden wir die violetten Berge hinter uns haben…«

»Warum hast du mir nie etwas über die drei Zauberinnen gesagt, Bolonophom?«

Der Gefragte seufzte. »Es gibt viele Geschichten, von denen man nicht weiß, ob sie Wahrheit sind oder erfunden wurden. Durch bestimmte Eindrücke und Erlebnisse kann man das eine oder andere nachweisen. Die ›tanzenden Nebel‹ über den Bergen im Westen – sind ein Beweis dafür, daß es die Zauberinnen gibt und wir ihre Existenz berücksichtigen müssen. Aber…«, er winkte ab, und ein breites Lachen zog über sein Gesicht, »darüber brauchen wir uns wohl keine Sorgen zu machen…«

»Und was macht dich so sorglos?«

»Ganz einfach – deine Gegenwart! Was kann groß passieren, wenn du uns begleitest? Einem Gott kann doch nichts und niemand gefährlich werden…«

*

Macabros wußte es besser und hätte Bolonophom aufklären können.

Doch er unterließ es. In der momentanen Situation konnte er es sich nicht erlauben, sein eigenes Image zu demontieren.

Er durfte keine Furcht, keine Mutlosigkeit, keine Feigheit zeigen. Sein konsequentes Vorgehen und die Tatsache, daß seine Begleiter ihr ganzes Vertrauen in ihn setzten, wirkte sich auch auf deren Psyche vorteilhaft aus.

Sie beobachteten den Nebel jenseits der hintersten Bergkette noch eine Zeitlang. Die gewaltigen Schleier blieben jenseits der Kuppen wie ein Meer aus farbiger Watte liegen. Die Nebelzone schien ihnen nun nahe zu sein.

Macabros nahm sich vor, die Rast auf dem Plateau so kurz wie möglich zu machen.

Aus frischen Quellen wurde von den schlanken Mädchen Wasser herbeigebracht. Bolonophom brauchte nicht erst einen See aufzusuchen, um seine Fangkünste zu beweisen. Heute gab es mal keinen Fisch, sondern Vogelfleisch. Zwei Kriegerinnen schossen zwei

Tiere, rupften und zerlegten sie und brieten das Fleisch dann am offenen Feuer.

Harry Carson und Bolonophom lief das Wasser schon im Mund zusammen, als der Geruch des saftigen Bratens durch die Luft zog.

Als das Fleisch gar war, wurde Macabros in Ehrerbietung das erste und beste Stück gereicht. Er nahm es an, obwohl er – da sein Körper durch Nahrung nicht energetisch aufgeladen werden konnte – nicht den Hunger der anderen teilte.

Er sah sich in der näheren Umgebung um und versuchte den günstigsten Pfad ausfindig zu machen, während seine Begleitmannschaft auf dem Plateau hockte und sich stärkte.

Bolonophom genoß dabei sein Dasein in vollen Zügen. Er aß ausgiebig, trank ausreichend und schäkerte mit zwei besonders hübschen Loark-Mädchen, deren silberhelles Lachen über das Plateau hallte.

Macabros fand einen Abstieg, der ihm besonders leicht erschien, markierte die Stelle und wollte zum Lagerplatz zurückkehren, als Harry Carson auftauchte.

Er wischte sich noch den Mund ab, und man sah ihm an, daß das von den Loark-Mädchen zubereitete Mahl ihm geschmeckt hatte.

»Nun, Harry«, lachte Macabros, »genug gestärkt, um die weiteren Strapazen auf sich zu nehmen?«

»Es sind keine Strapazen«, antwortete Carson in breitem Amerikanisch. »In deiner Begleitung wird alles leicht…«

»Nun fängst du auch schon damit an…«

»Ehre, wem Ehre gebührt, Namenloser…«

»Wenn es noch aus Bolonophoms Mund kommt, verstehe ich es noch«, entgegnete Macabros ernst. »In seine Welt passen Götter. Aber nicht in die, ’ aus der du kommst – und in die du vielleicht wieder zurückkehren wirst, Harry.«

»Schon diese Worte zeigen, daß ich dich mit anderen Maßstäben messen muß«, murmelte Carson nachdenklich.

Macabros hatte ihm gesagt, daß er ihn Björn nennen sollte.

Warum ausgerechnet Björn? hatte Carson verwundert gefragt.

Weil der Name mir gefällt, hatte er sich sagen lassen müssen.

Seit den Ereignissen im Land Krosh, einer Dimension im Innern eines riesigen, steinernen Götzenstandbildes, war ihm klar geworden, daß dieser Mann etwas Besonderes sein mußte. Doch Harry Carson, den ein grausames Schicksal in die Vergangenheit versetzt hatte, konnte den Mann, der ihm das Leben gerettet hatte, nicht mit normalen Augen sehen. Ein Mensch, der durch nichts verletzbar war – war eben nicht ›normal‹…

Eines Tages, so hatte Macabros ihm prophezeit, würde er alles verstehen. Gemeinsam – so hatte er versprochen – würden sie

möglicherweise noch das Geheimnis der Männer in Schwarz lüften. Diese seltsamen Gestalten, mit denen Björn Hellmark und Rani Mahay schon in der Gegenwart der Erde gefährliche Zusammenstöße hatten, spielten eine große, undurchsichtige Rolle im Weltgeschehen. Sie verfolgten dabei ganz eigene Ziele. Daß dabei Menschen Opfer wurden, störte sie wenig…

»Warum hast du dich von den anderen entfernt, Harry?« fragte Macabros, der sich denken konnte, daß Harry Carson einen Grund dafür hatte.

»Es geht um die Geschichte mit den drei Zauberinnen, Namenloser…«

»Du weißt ebenfalls etwas darüber?«

»Wissen ist zuviel gesagt. Man hört dieses und jenes… es ist so, wie Bolonophom schon sagte. Dichtung und Wahrheit mischen sich. Das ist bei allen Sagen und Legenden schon immer so gewesen. Doch ein Körnchen Wahrheit steckt in allen Berichten. Bei den Eingeborenen, mit denen ich jahrelang jagte und durch die Lande zog, gibt es ein Märchen. Darin kommen drei Zauberinnen vor.«

»Erzähl!«

»Das Märchen berichtet von einem einsamen Wanderer, der eines Tages nach langem Weg in ein stumpfes, leeres Land kommt. Die Luft ist grau wie Blei, er kann sie kaum atmen. Sie ist sauerstoffarm. Halb bewußtlos fällt er in den Sand.

Als er zu sich kommt, findet er sich in einer dunklen Höhle wieder. Nebel umwogen ihn, schattenhafte Gestalten schleichen um ihn herum, fragen ihn nach seinem Namen und wollen wissen, woher er kommt. Verängstigt teilt er den Stimmen alles mit, was sie von ihm wissen wollen.

Die Schattengestalten gaben sich als die drei Zauberinnen zu erkennen. Drei uralte Frauen, die die Schicksalsfäden knüpfen, denen die Zeit kein Geheimnis ist, die die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft erschauen .

Sie sagten ihm ein Geheimnis. Es bestand darin, daß sie ihm mitteilten, sie wären zu einer Zeit vier Zauberinnen gewesen. Eine von ihnen sei so schön gewesen, daß sie mit ihrer Schönheit jeden blendete, der sie ansah.

Diese vierte war in Liebe erglüht zu einem sterblichen Mann.

Dies kostete sie ihre Zauberkraft, vermochte aber nicht, ihre Jugend und Schönheit zu zerstören.

Im Gegenteil: durch diese Liebe schien sie nur noch schöner zu werden.

Sie machte sich auf und sagte sich los von ihren Schwestern, um dem Mann ihrer Träume nachzueilen. Er war ein heldenhafter Kämpfer, der durch die Lande ritt, es mit teuflischen Wesen der

Finsternis, mit Monstern und Drachen aufnahm, die unschuldige Menschen bedrohten, Dörfer überfielen, Kinder und Frauen raubten, Männer töteten…

Sie suchte einen Mann mit einem Schwert und wußte genau, wie dieser Mann aussah, denn sie hatte ihn in ihren Träumen gesehen.

Die drei zurückbleibenden Schwestern warnten und bedrohten sie, abzulassen von ihrem Mann und sich an einen Sterblichen zu hängen.

Doch sie soll nur geantwortet haben: ›Es ist meine Bestimmung… ich fühle es… ich kann nicht anders…‹

So verließ sie die Höhle und kehrte nie zurück.

Seit dieser Zeit hassen die drei Zauberinnen die Menschen. Wo immer sie ihnen begegnen, führen sie sie in die Irre und geben ihnen falsche Ratschläge. Daß sie dem Mann, der erschöpft in ihre Hände fiel, dennoch halfen und ihm sogar ihr Geheimnis mitteilten, muß in einer Sternstunde der Götter passiert sein.

Sie hatten Mitleid mit ihm und ließen ihn frei aus ihrem Nebel-Land, nachdem er wieder zu Kräften gekommen war.

Doch sie nahmen ihm ein Versprechen ab. Er dürfe nie zu jemand ein Sterbenswörtchen darüber verlauten lassen, wer ihn gerettet und gepflegt habe.

Er versprach es und wurde entlassen.

Kaum hatte er das Land Un hinter sich, war er überzeugt davon, dem Einflußbereich der Zauberinnen nicht mehr zu unterliegen. Schließlich hatte man nie darüber gehört, daß die Zauberinnen außerhalb ihrer Sphäre jemals jemand ein Haar gekrümmt hätten.

Auf halbem Weg nach Hause begegnete er einer Karawane. Der schloß er sich an. Und er konnte es nicht untere lassen, sein Erlebnis zum besten zu geben.

Er erzählte, was ihm widerfahren war, wie die Zauberinnen aussahen, daß sie noch immer hofften, ihre Schwester würde zu ihnen zurückkehren… Und noch während er von diesen Dingen sprach, packte ihn ein unstillbares Verlangen, seine Siebensachen zu packen und zurückzukehren in das Land Un, zu wandern durch die violetten Berge, durch die stillen Täler und Flußniederungen, durch die Einsamkeit Uns, das – wie er verraten hatte – wieder voll erblühen würde wie ein schöner Park, sobald die vierte Schwester wieder mit den anderen vereint sei. Solange aber ihre Abwesenheit währe, bliebe Un ein öder, wüster Fleck, ein großes schwarzes Loch voller Geheimnisse und ohne anderes Leben…

Der Mann, der sein Versprechen gebrochen hatte, aber wurde dazu verdammt, nie wieder eine Heimat zu finden, heimat- und ruhelos durch die Welt zu wandern. Die Zauberinnen haben ihn eingespannt auf der Suche nach der vierten Schwester… und nur wenn sie jemals den Weg in die Heimat zurückfindet, ist auch seine Wanderschaft zu

Ende…«

Mit diesen Worten schloß Harry Carson.

Einen Moment herrschte Stille nach seinen Worten, und Macabros überdachte das eben Gehörte.

»Wie alt ist das Märchen?« fragte er dann unvermittelt.

»Sehr alt. Etwa tausend Jahre… seltsam ist nur, daß es Stimmen gibt, die behaupten, den einsamen, verfluchten Wanderer, der seine Zunge nicht in Zaun halten konnte, vor kurzem wieder gesehen zu haben…«

*

»Und wieder mischt sich Dichtung mit Wahrheit«, murmelte Macabros. »Vielen Dank für die Story, Harry… wir werden die drei Zauberinnen im Auge behalten. Falls es sie gibt. Vielleicht begegnen wir auf dem Weg nach Un – das wir ja durchqueren müssen – auch der verschollenen vierten Schwester, die in heißem Liebesverlangen nach ihrem Helden auf dem Weg ist… Ich glaube, im Xantilon dieser Zeit ist alles möglich…« Das Letztere meinte er scherzhaft, und Harry Carson fiel in sein leises Lachen mit ein.

»Hatte die schöne Zauberin auch einen Namen?« fragte Macabros beiläufig, als sie sich dem Lager näherten. »Wenn wir ihr begegnen, müssen wir wenigstens wissen, wie wir sie ansprechen. Vielleicht können wir sie ganz und gar davon überzeugen, daß der Mann ihrer Träume ein gewisser Harry Carson ist, der nur noch keine Gelegenheit hatte, sich mit ihr bekannt zu machen…«

»Sie haben alle Namen… die erste heißt Amona, das ist die Blinde. Berana ist die Taube, Coroka die Stumme. Dayana – ist die Begehrenswerte…«

Die Kriegerinnen waren noch damit beschäftigt, die Reste des Mahls zu beseitigen, um den Lagerplatz so zurückzulassen, wie sie ihn angetroffen hatten. Unnötige Spuren, die auf ihre Fährte hinwiesen, wollten sie unter allen Umständen vermeiden.

Die Knochen wurden vergraben, die Feuerstelle mit Sand und Steinen abgedeckt.

Man rüstete zum Aufbruch.

Doch zu dem kam es nicht.

Ein Schatten am Himmel fesselte plötzlich ihre Aufmerksamkeit.

»Da kommt etwas«, sagte eine der Loark-Kriegerinnen aus Varone.

Es sah aus wie ein Vogel. Aber es war keiner.

Die scharfen Augen der Loark-Kriegerinnen erfaßten es sogleich.

»Ein Llonoll!«

Das war eines jener raubtierhaften Flugtiere mit prallen, lederartigen Schwingen.

Wie kam jetzt ein Llonoll hierher in die Gegend?

Das hatte etwas zu bedeuten…

Als das Tier näher kam, erkannten es schließlich alle.

Eine Loark-Frau saß darauf. Sie war wie ihre Rassegenossinnen in Macabros' Begleitung bewaffnet bis an die Zähne, hatte den gleichen schlanken und geschmeidigen Körper und wirkte wie ein unschuldiges junges Mädchen.

Die ersten Loark-Kriegerinnen winkten nach oben.

Matt hob die Ankommende die Hand und ließ die Zügel los.

Wie durch ein Ährenfeld, über das der Wind streift, ging die Bewegung durch die Reihen der Loark-Frauen, die auf dem Plateau standen.

Sie sahen es alle.

Die Frau auf dem Llonoll war verletzt und hielt sich mit letzter Kraft im Sattel.

Das Flugtier schien die bedrohliche Situation instinktiv erfaßt zu haben, verhielt sich geschickt, kam mit weit nach vorn gestreckten Tatzen in die Tiefe und war jetzt noch etwa zehn Meter über den Köpfen der Menschen, die den Atem anhielten, als es geschah.

Die Reiterin konnte sich nicht mehr aus eigener Kraft im Sattel halten.

Ihr Körper neigte sich zur Seite.

»Vela!« rief eine Frau in Macabros' Nähe, die die Reiterin offensichtlich erkannt hatte. Sie stammte aus der Gruppe der Geretteten, die der Schlafende in den zweidimensionalen Spiegelgefängnissen festgehalten hatte. »Achtung! Halte dich fest!«

Vela konnte es nicht.

Sie rutschte seitlich weg und stürzte wie ein Stein in die Tiefe, direkt auf die Köpfe der unter ihr Stehenden.

*

Ein Aufschrei hallte über das Plateau.

Die Frauen spritzten auseinander.

Macabros tat das Gegenteil. Er warf sich nach vorn und riß die Arme hoch.

Er hätte keine Sekunde später kommen dürfen.

Er fühlte den Druck. Der Körper der jungen Frau fiel genau auf ihn. Er ging in die Knie, verlor den Halt und bremste mit seinem Leib den tödlichen Sturz aus zehn Metern Höhe.

Für ihn war es eine Selbstverständlichkeit, als er sich erhob und sich weder ein Gelenk verknackst noch einen Muskel gezerrt hatte. Jeder andere außer ihm wäre gefährdet gewesen und hätte einen solchen Versuch wohl kaum gewagt. Er war ein materieller Schemen,

geschaffen aus geistiger Substanz, eine Kopie Björn Hellmarks, der unendlich fern in einer anderen Zeit und einem anderen Raum in seinem tödlichen Gefängnis schmachtete.

Aber hier, durch Macabros' Existenz, war er doch anwesend. Auch wenn er es nicht wußte…

Beim Aufrichten nahm er Vela mit in die Höhe.

Und nun konnten es alle sehen.

Ihre Kleidung war zerrissen und gab mehr von ihrem wohlgeformten Leib preis, als sie verdeckte.

Ihr Körper war übersät mit blauen Flecken und zahllosen Kratzwunden.

Einige waren tiefe Schnitte. Diese Verletzungen an Schenkeln und Schultern waren noch ganz frisch.

Vela war erschöpft und konnte kaum sprechen. Dann endlich brachte sie die ersten Worte zustande.

»Bei der Gruppe… ein Zwischenfall… man hat mich losgeschickt, um ›ihn‹ zu informieren…« Als sie von »ihm« sprach, suchten ihre Blicke Macabros, der sich über sie beugte. »Die Frauen… mit den Anzeichen von Schwangerschaft… sind verschwunden… als wir es merkten, erfolgte der Angriff…«

»Welcher Angriff?«

»Von einem Monster – wie ich noch niemals… eins zuvor in meinem Leben gesehen… hab… es war plötzlich da… als wäre es wie ein Pilz… aus dem Boden gewachsen… und sein Angriff schlug ein… wie die Sprengkraft einer Bombe… es zerriß einige von uns, ehe wir dazu kamen, uns zur Wehr zu setzen…«

Das Sprechen strengte sie an, und man sah ihr an, daß sie noch ganz unter dem Eindruck schrecklicher Erlebnisse stand.

»Wie sah das Monster aus? Wo kam es her?« fragte Macabros, nachdem sie einige Schlucke frischen Quellwassers gierig getrunken hatte. »Konntet ihr wirklich nicht die Richtung erkennen, aus der es sich näherte?« Er hatte einen bestimmten Verdacht, dachte an die Wildnis und das Dorf der Traphilen – vor allem aber an die sieben Priester, die einst nach Xantilon gekommen waren, um hier einen Keim zu pflanzen, den er mit einigem Geschick und viel Glück von seiner wahren Bestimmung hatte abbringen können. Der Tschonn oder der Schlafende oder wie immer man ihn bezeichnete – hatte seine wahre Macht nicht entfalten können.

Die Priester – allen voran Kophas – hatten ihm ein Versprechen gegeben. Er war der festen Ansicht gewesen, sich darauf verlassen zu können. Schließlich war seine Leistung von ihnen respektiert und anerkannt worden. Er hatte den »allmächtigen« Götzen besiegt und bewiesen, daß er stärker war. Das hatte sie überzeugt. Aus Feinden waren Verbündete geworden… so hatte er gehofft und erwartet.

Sollte er sich so getäuscht haben? Konnte es sein, daß die Priester eine neue Schweinerei ausgeheckt hatten, kaum daß er ihnen den Rücken kehrte?

Es war möglich – aber doch recht unwahrscheinlich.

Und so war da noch ein anderer Verdacht, der ihm zu schaffen machte.

Er bezog sich direkt auf den Schlafenden, auf den Götzen, der Blutopfer forderte und von dem er meinte, ihn radikal ausgemerzt zu haben.

»Es war schwarz wie die Nacht…«, fuhr Vela gestärkt fort. »Ein dunkler, unförmiger Leib… wie eine Plasmamasse…, besetzt von unzähligen, wie Klauen aussehenden Tentakel…«

Wieder das alte Bild, das Symbol des Kraken-Gottes. Es beherrschte die Welt des Schlafenden. Im Land Krosh war das Tentakelartige in vielerlei Gestalt aufgetreten. Sogar die mächtigen Säulen in den Hallen waren tentakelumgürtet gewesen.

Also doch!

Er hatte etwas übersehen. Die Macht des Schlafenden wirkte nach. Er rächte sich. Er verfolgte diejenigen Frauen, die er hatte benutzen wollen, um seine Art…

Da fiel ihm plötzlich etwas ein.

»Wieso sind die vier Frauen, die so besonders scharf bewacht und isoliert gehalten wurden, entkommen? Wie ist es überhaupt passiert?«

Achselzucken… »Es gibt nur… Vermutungen, Namenloser… es ist trotz bester Bewachung passiert, daß das Unheil in unsere Reihen einsickern konnte. Die Wächter wurden tot aufgefunden. Die vier schwangeren Frauen sind seither spurlos verschwunden. Vielleicht hat das Monster sie gefressen…«

»Nein, das glaube ich nicht«, hakte Macabros sofort nach. »Bedenke, was wir festgestellt haben. Diese Frauen waren – wie ihr alle – lange Zeit in den Zweidimensions-Gefängnissen der Spiegel. Seit Monaten währte diese Gefangenschaft. Es gibt Hinweise darauf, daß der Götze aus dem Land Krosh seine Art weitergeben wollte. Kurz vor Vollendung dieses Zieles haben wir seine Pläne empfindlich gestört. Nach seiner Vernichtung kann es unter Umständen noch ein nachwirkendes Element geben, von dem keiner etwas ahnte. Auch die Priester nicht… Daß alle vier Frauen, die möglicherweise den Keim einer verderblichen Frucht in sich trugen, spurlos verschwunden sind, ist bedenklich…, irgend jemand hat etwas mit ihnen vor… Ich muß es mir an Ort und Stelle ansehen…«

Da flog ein Lächeln über das hübsche Gesicht der dunkelhaarigen Vela. »Deshalb bin ich gekommen, deshalb habe ich gesucht, in der Hoffnung, eure Spur zu entdecken… und, den Göttern sei Dank, ich habe sie gefunden… ja, Namenloser, mitkommen sollst du. Du hast

schon mal geholfen. Warum… solltest du uns da beim zweiten Mal im Stich lassen?«

»Nein, das werde ich nicht… Eine Frage noch, Vela. Wie bist du zu den Verletzungen gekommen? Als du aufgebrochen bist, waren da weitere und noch die alten Kämpfe im Gange?«

»Weder das eine noch das andere. Ich wurde… von Luftreitern verfolgt und mußte mich zur Wehr setzen.«

»Wer sind diese Luftreiter?«

»Eine barbarische Rasse, die in den Wolken zu Hause ist. Überall dort, wo die Wolken besonders dicht stehen, haben sie ihre Wolkenhorste. Kein Sterblicher hat je die Himmelsburgen der Luftreiter gesehen, da sie immer von Wolken verhangen sind.«

»Und wenn der Himmel mal aufklart, was dann?«

Sie lächelte abwesend. »Dann erzeugen sie ihre eigenen Wolken, Namenloser. So einfach ist das. Sie sind die Nomaden der Lüfte, fallen über Städte und Dörfer her, plündern, rauben, morden und brandschatzen. Sie töten alle männlichen Nachkommen und alle Männer. Die Frauen und Mädchen nehmen sie mit. Als mich eine Abordnung der Luftreiter zufällig entdeckte, machten sich die Kerle einen Spaß daraus, mich zu jagen. Jeder wollte es als erster schaffen. Sie trieben sich selbst an, bespickten mich mit Miniatur-Pfeilen, um mich zu ängstigen und mich zur Aufgabe zu zwingen. Ihr Spiel ging ins Auge. Sie ließen die Vorsicht außer acht, weil sie glaubten, mit mir leicht fertig zu werden. Ich konnte trotz schmerzhafter Wunden zwei der Verfolger aus den Sätteln heben und töten. Da merkten die anderen, daß es besser wäre, kurzen Prozeß mit mir zu machen. Sie hatten jedoch schon zu lange gezögert… ich lenkte meinen Llonoll in eine Wolkenbank, hielt mich immer streng Richtung Westen… da verloren sie meine Spur. Auf dem Weg hierher habe ich so gut es ging, mich von den feindlichen Stacheln befreit… es tut mir leid, daß ich in letzter Minute dann doch noch schlappgemacht habe…«

Bolonophom zog sein Schwert und überprüfte es, als müsse er sich vergewissern, daß es noch gerade und scharf genug war.

»Gut«, sagte er dann, noch ehe Macabros eine Entscheidung getroffen hatte. »Ich nehme an, Namenloser, du brauchst einen Begleiter. Schon steh ich dir zur Seite… und wenn diese komischen Luftgeister sich noch in der Gegend herumtreiben, dann bekommen sie’s diesmal mit uns zu tun…« Er zog sein Schwert durch die Luft, daß es zischte. »Hoya! Das wird ein Spaß… hoffentlich, kriegen wir ’ne Wolkenburg vors Visier…«

»Ich kann mir Schöneres vorstellen, was vor allen Dingen auch weniger Mühe bereitet…«

»Mühe? Du sprichst von Mühe? Ein Handstreich von dir, und die Kerle fallen, im wahrsten Sinn des Wortes, doch aus allen Wolken…

Hoho! Fliegen wir! Lassen wir die Freunde nicht zu lange auf uns warten…«

»Der Meinung, Bolonophom, bin ich auch. Wenn wir unterwegs allerdings in eine Kampfhandlung verstrickt werden, verlieren wir viel Zeit. Das willst du deinen Freunden doch nicht antun, nicht wahr?«

Bolonophom betrachtete sein Schwert und steckte es dann mit Schwung in seinen Gürtel zurück. »Ja, du hast schon recht… jede Sekunde ist kostbar. Aber so einen ganz, ganz kleinen Zwischenfall, den könnten wir uns doch eigentlich erlauben, nicht wahr?«

*

Die Reiterin, die die Botschaft überbracht hatte, blieb zurück.

Die Gruppe' der Kriegerinnen wollte zusammen bleiben.

, Bolonophom hätte es zwar gern gesehen, wenn noch mindestens eine Frau mit von der Partie gewesen wäre, aber diesen Gefallen konnte er sich selbst nicht tun. Er sah ein, daß der Llonoll mit zwei Männern und einer Kriegerin überlastet war. Obwohl, ließ er verlauten, diese Tiere nähmen nichts so schnell übel. Sie seien es gewohnt, schwerste Lasten durch die Luft zu befördern…

Auch Harry Carson blieb bei den Kriegerinnen zurück.

Die gewonnene Zeit wollte er nutzen um sich die Umgebung näher anzusehen.

Macabros machte den Vorschlag, den Weg unter Umständen bis an die Grenze zu Un fortzusetzen. Wo das Land hinter dem Nebel begann, sollten sie dann auf ihre Rückkehr warten. Sobald er wußte, was mit den Geretteten aus den Spiegel-Gefängnissen wirklich geschehen war, sobald er wußte, wer hinter dem gräßlichen Massaker steckte, wollte er zurückkehren.

Als er sich hinter Bolonophom, der einen Llonoll sicher besser lenken konnte als er, auf den Sattel schwang, warf er noch einen letzten Blick in die Runde.

Da standen sie wie eine Ehrenformation: Harry Carson und fünfzehn Loark-Frauen, Sogar Vela hatte sich so weit wieder erholt, daß sie aus eigener Kraft stehen konnte.

»Na ja«, murmelte Macabros leise. Auf der stillen Anhöhe war jedoch jedes seiner Worte zu verstehen. »Wenn ich dich so zwischen deinem Harem sehe, frage ich mich, ob wir es wirklich wagen können, dich mit fünfzehn jungen Frauen allein zu lassen…«

Harry Carson kam gar nicht zur Antwort. Bolonophom kam ihm zuvor. »Ach was!« winkte er salopp ab. »Langweilig wird's ihm bestimmt nicht. Da braucht er nicht mal angestrengt nachzudenken – und schon fällt ihm etwas ein, was er alles mit ihnen machen kann…«

»Übernimm dich nicht, Harry!« ermahnte Macabros noch den

Zurückbleibenden.

»Ich werd’s überstehen, Björn«, sagte er unwillkürlich, da die menschliche Art des großen blonden Mannes neben dem braungebrannten, dunkelhaarigen Bolonophom ihm so sympathisch war.

*

Sie wurde unruhig.

Die Zeitspanne, die Rani Mahay für seine Rückkehr angegeben hatte, war längst überschritten.

Was hielt ihn davon ab, sich hier sehen zu lassen? Brauchte der Umtausch so lange? Oder war in Paris irgend etwas geschehen, das ihn über Gebühr lange aufhielt?

Wenn dies der Fall sein sollte, dann gab es einen Grund für die lange Wartezeit. Auf Rani war Verlaß.

Und Danielle war der Typ Mensch, der einem Gefühl nachging. Sie wollte Gewißheit haben.

Sie verließ ihren Beobachtungsplatz. Das blatternarbige Mauerwerk des alten Hotels verschwand vor ihrem Blickfeld, als sie sich in Gedanken auf Marlos konzentrierte und sich dorthin teleportierte. Ihr Aufenthalt währte nur solange wie ihr nächster Gedanke.

Kaum schälten sich die vertrauten Umrisse des palmbesäumten weißen Strandes aus den schimmernden Nebelschleiern, die sie umgaben, da dachte sie an die kleine Straße abseits der Champs-Elysees, wo der Antiquitätenladen Monsieur Henris lag. Und wieder verwischten die Eindrücke, die sie eben noch empfing. Aus dem Palmenstrand wurde eine kleine Straße mit schmutzigen grauen Häusern.

Und genau vor ihr stand mitten auf der Straßenecke das Haus mit dem Geschäft, in dem Rani ein Zirkuskostüm gegen die Kleider eines Clochards eingetauscht hatte.

Es war auch Danielle de Barteaulieé trotz ihrer Hexenkräfte nicht möglich, von einem Punkt zu einem anderen zu teleportieren. Immer war es notwendig, den Ausgang von Marlos aus zu nehmen. Marlos war Fix- und Drehpunkt der Teleportation all derer, die sie durch ihr Leben auf der Insel erworben hatten.

Die hübsche Französin ging schnurstracks auf das Geschäft zu und öffnete die Tür. Hell bimmelten die Glöckchen.

Hinter der Verkaufstheke stand der Antiquitätenhändler und schrieb etwas in ein Buch.

Danielle erfaßte mit einem Blick, daß sonst niemand im Laden war. Hinten an der Tür hingen noch das Glimmerjackett und die

violette Hose! Ranis Kostüm!

War er noch gar nicht hier gewesen?

»Voilà, Mademoiselle – was kann ich für Sie tun? Suchen Sie etwas Bestimmtes?« fragte Monsieur Henri mechanisch, als ihm das Schweigen zu lange dauerte.

»Ja, natürlich, ich…« Sie unterbrach sich, sah noch etwas.

Neben der Tür zum hinteren Raum stand der handgefertigte Jutesack aus Marlos! In ihm befanden sich die Kleidungsstücke, mit denen Mahay sich in einen Clochard verwandelt hatte…

Rani war also hier gewesen.

»Ich bin Danielle«, fuhr sie rasch fort und kam zwei Schritte näher. »Ich war schon mal hier… mit einem Freund, einem Inder. Er hat diese Kleider dort gebracht.«

Monsieur Henris Miene hellte sich auf. Er faßte sich an den Kopf. »Oui, natürlich. Ich entsinne mich wieder. Sie kamen mir gleich so bekannt vor, Mademoiselle. Bitte, entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht gleich erkannt habe. Das Gedächtnis… die Augen… alles läßt nach. Ich bin ein alter Mann.«

»Mein Freund war hier. Ich sehe es an diesem Sack. Er wollte die Kleider wieder umtauschen, wie es mit Ihnen abgesprochen war«, ging sie ohne Umschweife auf ihr Ziel los. »Warum hat er sein Eigentum hier zurückgelassen?«

Der Franzose atmete einmal tief durch. Dann blickte er Danielle de Barteaulieé lange an.

»Ist er noch hier im Laden? Oder ist er noch woanders hingegangen?« blieb die junge Frau am Ball. »Kommt er nochmal zurück?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Mademoiselle. Das glaube ich nicht. Ihr Freund war hier… ja, das stimmt«, er sprach leise, und seine Stimme klang seltsam farblos. »Es ist etwas passiert, das…« Er verstummte plötzlich.

»Es ist etwas passiert?« Danielle glaubte, nicht richtig gehört zu haben. »Was, Monsieur? Was ist passiert? Ist er verunglückt, verletzt? Ein Unfall? Liegt er im Krankenhaus? So reden Sie doch, um Himmels willen!«

»Ich kann Ihre Ungeduld verstehen, Mademoiselle. Aber es ist nicht so einfach, darüber zu sprechen. Es ist… sogar sehr schwer, müssen Sie wissen… Nein, im Krankenhaus liegt er nicht. Es ist etwas Außergewöhnliches passiert.«

Er redete um den heißen Brei herum.

»Was ist mit Rani, Monsieur? Ich erwarte eine Auskunft.«

Monsieur Henri war entschlossen, diese Auskunft zu geben, er wußte nur noch nicht, wie er sie in Worte kleiden sollte.

»Ich möchte Ihnen gern alles sagen, das müssen Sie mir glauben,

Mademoiselle… aber die ganze Welt wird über mich lachen… Sie werden es tun, wenn ich es erzähle… es ist zu unglaublich, zu ungeheuerlich, als daß man es begreifen könnte.

Aber ich muß es loswerden. Ich kann es nicht mehr für mich behalten. Sie schickt der Himmel, Mademoiselle. Auch wenn das, was Sie hören werden, grausam klingen wird.«

Danielle lief es bei diesen Worten eiskalt über den Rücken.

»Erzählen Sie, Monsieur! Ich muß alles wissen. Und ich glaube Ihnen, sofern Sie mir nur die Wahrheit berichten…«

»Ja, die Wahrheit«, murmelte der alte Mann abwesend. »Das eben ist es ja. Was anders als die Wahrheit könnte ich Ihnen berichten? Hören Sie mir gut zu und halten Sie mich bitte nicht für verrückt, gleich, was ich Ihnen auch erzählen werde.«

*

Sie hörte seine Stimme wie aus weiter Ferne. Jedes weitere Wort schien noch schwächer, noch kraftloser zu werden.

Monsieur Henri selbst schien damit zu kämpfen, weiterzusprechen.

Sie hatte keine Fragen, sie wußte, daß dies die Wahrheit war.

Die Finsteren, die Dämonischen, die Schergen böser Mächte, die ihre Klauen nach dem Leben und der Erde ausstreckten, waren überall. Und selbst diejenigen, die glaubten, ihre Schliche zu kennen, gingen ihnen auf den Leim.

Rani hatte um die tödliche Gefahr gewußt. Er war gewarnt gewesen. Und in einem Augenblick, als er nicht damit rechnete, schnappte die Falle zu.

Rani Mahay – war in eine Krähe verwandelt worden!

Wenn ein anderer dies gehört hätte, wäre er in einen Lachkrampf verfallen.

Es war doch zu lächerlich, was dieser Mann da von sich gab!

Aber ihr – war zum Heulen zumute. Sie wußte, daß der Antiquitätenhändler die volle Wahrheit gesagt hatte, daß er seine Mithilfe bereute und sich Vorwürfe machte. Aber – war er wirklich mitverantwortlich zu machen für das Ungeheuerliche, das geschehen war? War es nicht eher so, daß auch er ein Opfer des unheimlichen Drahtziehers geworden war? Hatte er sich frei entscheiden können – oder war er nur wie eine Spielfigur hin und her gerückt worden?

Sie hatte keine Fragen mehr.

Wortlos wandte sie sich um, ging unendlich langsam auf die Tür zu, und ihr Kopf war voller Gedanken und Gefühle.

»Mademoiselle, das Zirkuskostüm… wollen Sie es nicht mitnehmen, es gehört doch Ihnen…«

Sie hörte die Stimme, aber sie hatte nicht die Kraft zu reagieren.

Sie dachte nur an Rani Mahay und war bereit, jede Verzweiflungstat für ihn zu begehen.

Danielle reagierte mechanisch, konzentrierte sich nach Marlos und verschwand mitten aus Monsieur Henris Geschäft. Fauchend schlug die Luft dort zusammen, wo sie eben noch gestanden hatte. Und dem alten Mann klappten die Mundwinkel herunter.

Danielle materialisierte auf der unsichtbaren Insel, hielt sich dort aber auch nur einen Gedanken lang auf.

Die nächste Teleportation brachte sie in die Nähe des Hügels, wo das Hotel Fraque stand.

Die Atome ihres Körpers waren noch nicht wieder vollständig zusammengesetzt, da hörte sie schon wie durch Watte eine helle Stimme.

»Du – da oben, da sind ’ne ganze Menge!«

»Ja, lauter Krähen«, bestätigte eine zweite Jungenstimme.

Krähen… Krähen… Krähen… Rani hatte davon gesprochen und sie darauf aufmerksam gemacht. Nun war er selbst zu einer geworden. Die Wahrscheinlichkeit, daß er hierher in das Hotel Fraque gebracht worden war, war groß.

Das Hotel Fraque war der Schlüssel zum Grauen. Von hier war alles geplant und gesteuert worden. Hier hatte Rani seine ersten Erfolge errungen und war er der gefährlichen Alten auf die Spur ihres wahren Daseins gekommen.

»Du, das ist ja prima«, vernahm sie die erste Jungenstimme wieder. Sie klang schon leiser, als wolle er nicht auf sich aufmerksam machen. »Das scheint so eine Art Sammelplatz von ihnen zu sein, so viele auf einmal habe ich noch nie gesehen. Da knallen wir ein paar ab…«

Sie erstand wie ein Geist aus dem Nichts. Und sie sah die beiden Jungen hinter der Erdwelle im gleichen Augenblick. Der eine, der größere von beiden, hatte ein Luftgewehr dabei, legte an und zielte.

Droben auf den morschen Pfosten, die einst zur Umzäunung gehörten, hockten mehrere Krähen. Der Junge drückte ab. Der helle Klang zerriß die allgemeine Stille.

»Nein, nicht!« hörte Danielle de Barteaulieé sich noch schreien, stürzte nach vorn, und das Blut gefror ihr in den Adern. Sie sah, daß die anderen Krähen, aufgeschreckt durch den Schuß, mit schwerem Flügelschlag in die Luft vorstießen. Bis auf eine, die zwar die Flügel noch spreizte, aber dann nach vorn kippte, weil die Kugel sie mitten in den Kopf getroffen hatte…

*

Sie rannte auf die Jungen zu, die sie groß und erschreckt ansahen.

»Nicht mehr schießen! Schießt keine Krähen mehr!« rief sie ihnen

zu.

Der größere von beiden senkte das Luftgewehr. »Aber wir dürfen das, mein Vater hat es mir erlaubt«, sagte er trotzig. »Es gibt zuviele hier, sie picken uns den Salat von den Feldern… sie sind in dieser Gegend eine regelrechte Plage…«

»Ja, ich weiß«, antwortete Danielle mechanisch. Und sie dachte, daß sich die großen schwarzen Vögel, in die Madame Fraques hilfreiche Geister sich tagsüber verwandelten, in der Masse der hier nahe den Feldern und Äckern lebenden Vögeln am besten untertauchen konnten. Kein Mensch käme auf den Gedanken, daß ein Teil der Krähen Geschöpfe aus einem Zwischenreich waren, die sich tagsüber nur noch in der Krähengestalt in der Welt der Menschen zeigen konnten.

»Ich möchte euch bitten, in der nächsten Zeit nicht auf die Krähen zu schießen«, sagte sie fiebernd.

»Aber warum nicht, Mademoiselle?«

»Ich beobachte sie. Ich arbeite für eine wissenschaftliche Forschungsgesellschaft, versteht ihr?« fiel ihr die Ausrede augenblicklich ein. »Wir wollen das Leben und Verhalten der Krähen studieren. In den nächsten Tagen kommen noch ein paar Kollegen hinzu. Ihr würdet mir einen Gefallen tun, wenn ihr eine Zeitlang diesen Ort meiden könntet. Sobald wir mit unserer Arbeit fertig sind, könnt ihr euch hier wieder frei bewegen… Und dafür, daß ihr Verständnis zeigt, werde ich mich wiederum dankbar erweisen…«

Sie griff in die Taschen der enganliegenden weißen Jeans, die sie trug, und zupfte zwei Banknoten heraus. Es waren zwei Zehn-Franc-Scheine.

»Hier, für euch! Kauft euch etwas Schönes dafür. Wenn ihr in drei Tagen wiederkommt, kriegt ihr nochmal die gleiche Prämie…«

Die beiden nahmen das Geld freudig an und zogen jubelnd davon.

Die mühsam unter Kontrolle gehaltene Beherrschung schuf sich Bahn in Tränen, die in Danielles Augen schossen, als sie allein war. Einen Moment geriet sie in Panikstimmung, als sie den Hügel emporeilte, um die Stelle zu suchen, wo die Krähe zu Boden gefallen war.

Sie konnte nur an Rani denken. Wenn das Schicksal es wollte, dann…

Sie wehrte sich dagegen, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

Statt dessen überflutete sie plötzlich ein Glücksgefühl.

Danielle dachte daran, wann Rani Marlos verlassen hatte, um Monsieur Henri in Paris aufzusuchen. Sie kannte den Zeitpunkt der Umwandlung und des Abflugs der Krähen aus dem Haus.

In dieser kurzen Zeitspanne konnten – auf normale Weise jedenfalls – die drei Krähen den langen Flug von Paris bis hierher

noch nicht geschafft haben.

Auf normale Weise… dies war eine Voraussetzung. Wenn Magie im Spiel war, dann allerdings stimmte dies alles nicht mehr.

Sie rannte zu dem Pflock und sah am Boden einige Federn, aber nach der erschossenen Krähe suchte sie vergebens.

Sie fand einen mehlfeinen, schwarzgrauen Staub.

Das war alles, was von dem großen Vogel übrig geblieben war…

*

Rha-Ta-N’my, die Göttin der Dämonen, liebte es, als Vogel in Erscheinung zu treten. Sie hatte die Fähigkeit, in tausenderlei Masken aufzutreten. Aber der Vogel war ihre Lieblingsgestalt.

Daß die Geisterwesen, die im Hotel Fraque ihr Unwesen trieben, als Vögel in Erscheinung traten, war sicher kein Zufall. Wurde damit Rha-Ta-N’my nur geehrt – oder steckte sie selbst hinter den Verwandlungen und Tarnungen?

Danielle de Barteaulieé hatte zur Dämonengöttin ein ganz persönliches Verhältnis. Rha-Ta-N’my hatte ihr den Tod geschworen. Sie sah Danielle als ihr Eigentum an, denn Danielle war ihr als Helferin versprochen. Durch einen geschickten Vertragsbruch des Comte de Noir, Danielle de Barteaulieés Vater, war Rha-Ta-N’my dieser Sieg genommen worden. Nun sann sie auf Rache.

Danielle wußte nur zu gut, daß sie ständig Gefahr lief, von Rha-Ta-N’my in eine Falle gelockt und vernichtet zu werden. Die Fähigkeiten, über die sie verfügte und die sie zum Wohl der Menschen einsetzte, waren dämonischen Ursprungs. Sie hatte sie in das Gegenteil verkehrt.

Mit dem rechten Fuß verteilte sie den grauen Staub und wirbelte ihn auf. Die restlichen flaumigen Federn, die nicht zu Staub zerfallen waren, segelten schwerelos durch die Luft.

Danielle sah sich angespannt um.

Weit und breit war keine Krähe mehr zu sehen.

Aber sie waren in der Nähe, verbargen sich in Bäumen und Büschen oder hockten irgendwo in einem schattigen Winkel unterm Dach des Hauses, des Hotels… Sie war auch überzeugt davon, daß nur ein Teil der Krähen in jene Kategorie gehörte, die Madame Fraque unterstützte. Viele natürliche Tiere waren darunter, die die ›Geistervögel‹ nicht registrierten, nicht als Fälschungen witterten… Nur so war es verständlich, daß eine so große Ansammlung von Krähen stets hier stattfand. Es war kaum anzunehmen, daß alle von einem unseligen Geist aus gesteuert wurden…

Die junge Französin hatte sich ihren Schlachtplan zurechtgelegt.

Sie wollte die Dinge sofort in Angriff nehmen.

Noch mal kehrte sie auf die Insel Marlos zurück.

Dort berichtete sie von ihrem Vorhaben, von den Ereignissen.

Inzwischen war auch Alan Kennan wieder eingetroffen. Er hatte Tina Morena und Anke Sörgensen-Belman, zwei weitere Eingeweihte des Inseldaseins und Hellmarks Vertraute, unterrichtet. Anke war sofort mitgekommen und wollte die Suche nach Hellmark unterstützen. Gemeinsam mit Tina Morena, die sich mitten in den Dreharbeiten zu einem neuen Film befand, war sie ein Doppelmedium. Ihre und Tinas Kräfte ergänzten sich, und gemeinsam konnten sie in eine bestimmte Dimension reiben und von dort Nachrichten empfangen und weitergeben, in die andere keinen Zugang hatten.

Tina wollte umgehend nachkommen. Das Schicksal Carminias und Björns ging ihr nahe. Welche Möglichkeiten sie eventuell zur Rettung beitragen konnten, darüber wollten sie alle gemeinsam sprechen.

Von Marlos aus war inzwischen eine weitere Aktion gestartet worden. Alan, Jim und Pepe unternahmen Versuche mit dem Geistspiegel des Hestus. Dieses Gebilde, das wie ein See eingebettet in einem Palmenhain lag, ermöglichte es jedem, die verschiedensten Punkte in der Welt aufzusuchen, die jemals von Dämonen oder deren Helfershelfern als Stationen des Grauens eingerichtet worden waren. Auf diese Weise hoffte man, eventuell neue Wege beschreiten zu können und den im Ewigkeits-Gefängnis Schmachtenden gewissermaßen »durch eine Hintertür« zu Hilfe zu eilen. Ob die Versuche eine Chance boten, blieb abzuwarten.

Danielle kehrte auf den Hügel mit dem Hotel zurück.

Sie hatte die drei Manja-Augen bei sich, die sie aus der im Antiquitätenladen Monsieur Henris zurückgelassenen Kleidung Ranis genommen hatte. Dies war ein erster Schutz. Als nächstes hatte sie sich mit einem Schwert bewaffnet, bereit, jedem dämonischen Feind gegenüberzutreten, der ihren Weg kreuzen sollte. Hauptwaffe aber waren ihre Hexenkräfte. Inwieweit sie durch massive Dämonen-Magie beseitigt werden konnten, das allerdings wußte sie noch nicht. Dies war das erste Mal, daß sie so weit vorstieß und ihre Feinde praktisch herauslockte.

Sie bedachte gründlich die Erkenntnisse, die Rani und sie gemeinsam über Madame Fraque in der kurzen Zeit gesammelt hatten, und die bei weitem nicht ausreichend waren. Es gab noch zuviele Unbekannte.

Und eben die galt es herauszufinden…

Sie ging kurzerhand ins Wohnhaus, wo am Morgen Rani als Clochard vorgesprochen hatte. Die Haustür war nicht verschlossen. Madame Fraque war also noch zu Hause. Aber sie war nirgends zu finden.

Das Haus sah aus, als wäre es gerade eben erst verlassen worden. Alle Zimmer waren aufgeräumt, und Danielle hatte das Gefühl, jeden

Moment würde jemand zur Tür hereinkommen und sie auf ihre Anwesenheit ansprechen. Dies provozierte sie geradezu, sie hoffte, es würde so sein. Sie rief sogar mehrere Male nach der Herrin des einsamen Hauses… Vergebens! Niemand antwortete ihr. Niemand kam.

Dann ging sie ins Hotel und betrat zuerst den hinteren Trakt, der den Freunden aus dem Zwischenreich vorbehalten war. Auch hier konnte sie jedes Zimmer betreten, entdeckte die Altäre, sah die Bilder mit den Nebellandschaften und fühlte, daß es mit dieser medialen Malerei etwas Bestimmtes auf sich hatte. Auch hier erwartete sie förmlich eine Begegnung mit Madame Fraque oder einem Geist – wie es bei Rani Mahay durch die junge Claudia Sevoir der Fall gewesen war.

Doch wiederum – nichts…

Madame Fraque verhielt sich ihr gegenüber völlig anders als dem Inder. Rani war durch Trugbilder zunächst in Sicherheit gewiegt worden. Und sie, Danielle, wurde so behandelt, als wisse man nichts über ihre Anwesenheit.

Aber dieser Eindruck war falsch. Die junge Französin spürte es ganz deutlich.

Sie wurde beobachtet. Von zahllosen Augen gleichzeitig, wie ihr schien.

»Kommen Sie heraus!« rief sie unerwartet. Laut hallten ihre Worte durch den langen, menschenleeren Korridor. »Zeigen Sie sich doch! Wovor fürchten Sie sich? Wenn Sie so mächtig sind, wie Sie tun – dann treten Sie mir gegenüber. Aber Sie fürchten sich vor mir, das ist die Wahrheit! Sie wissen, daß ich Ihnen gefährlich werden kann… Die Kraft, die in mir wirkt, entstammt dem gleichen Quell. Ich bin bereit, mich mit Ihnen zu messen. Nun, wie steht's damit?«

Es geschah – nichts…

Sie kam auch in den Raum, in dem in jener Nacht der Schnee gefallen war, der den Bäcker aus Céreste und auch die tote Camilla Davies bedeckte. Auch jetzt kam es ihr vor, als wäre die Luft hinter den zugezogenen Gardinen besonders frisch und kühl. Madame Fraque konnte im Innern ihres Hauses den Elementen befehlen. Sie konnte Schnee und Eis entstehen lassen. Und sie liebte diese Kälte.

Wie angegeben fand sie auch die Falltür. Sie stieg die Hühnerleiter hinab, durchquerte den Kellerkorridor und kam in die Gruft mit den steinernen Särgen.

Die Abdeckplatte des Sarkophags, auf dem der Name von Lord Chester of Woolath eingemeißelt war, war seitlich verrückt. Das hatte Rani noch getan. Und er hatte geglaubt, sie in dem Sarkophag liegen zu sehen. Aber die pergamenthaft vertrockneten sterblichen Überreste des Lord lagen darin. Die anderen Steinplatten konnte Danielle nicht

bewegen. Sie waren zu schwer.

Sie fragte sich, ob die Dinge, die sie umgaben, wirklich so waren, oder ob auch sie vielleicht nicht schon längst hypnotische Trugbilder registrierte, ohne sie – wie Rani – als solche zu erkennen. In diesem Haus und Hotel war alles möglich.

Ihr gegenüber begegnete man absichtlich anders, um auch ihr Mißtrauen einzuschläfern. Aber leicht sollten es die unsichtbaren Gegner nicht haben.

Danielle erschrak selbst, als sie mit einem Blick auf die Uhr feststellte, daß sie schon einige Stunden in dem mehrgeschossigen Hotel verbracht hatte. Sie hatte keine Kammer, kein Zimmer ausgelassen. Irgendwo schließlich mußte die Besitzerin doch stecken!

In Luft aufgelöst haben konnte sie sich nicht, nachdem sie soviel Wert auf körperliche Anwesenheit legte. Madame Fraque war in jener Gespensternacht zu einem jungen Mädchen geworden. Die Sehnsucht nach Jugend und Leben allein hatte doch nur einen Sinn, wenn sie sich dieses Körpers auch bediente.

Wenn sie sich nur versteckte – was hatte sie dann davon?

Dieser Gedanke beschäftigte Danielle de Barteaulieé lange. Unwillkürlich gingen ihr dabei Dinge durch den Kopf, die sie selbst mal sehr wichtig fand. Auch sie war mal in einer ähnlichen Lage gewesen. Vor Jahrhunderten hatte ihr Vater den Pakt mit der Dämonengöttin geschlossen. Er wollte das Altern seiner bildhübschen, begehrenswerten Tochter verhindern. Danielle fand diesen Wunsch und diese Absicht unterstützenswert. Doch der Comte de Noir wollte zwar die Leistung, war aber dann nicht bereit, die Rechnung zu bezahlen.

Danielle war abgesichert. Rha-Ta-N'my konnte ihr weder ihre Jugend noch ihre Schönheit je wieder nehmen, noch die Hexenkräfte, die ihr zuteil geworden waren. Für seinen Verrat jedoch büßte der Comte.

Danielle de Barteaulieé war in ihrer Entwicklung jedoch an einem Punkt angelangt, der ihr zeigte, daß Jugend und Schönheit allein nichts bedeuteten. Sie wußte, daß diese »Gabe« ihr irgendwann im Leben zum Fluch werden mußte. Wie würde Rani sich verhalten, wenn er an ihrer Seite alterte – sie dagegen stets gleich blieb? Das Altern war ein Gesetz des natürlichen Lebens… Sie konnte aber kein natürliches Leben mehr führen. Anders wäre es gewesen, wenn alle, mit denen sie zusammenlebte, gleich geblieben wären…

Sie merkte, daß ihre Gedanken abwichen. Rani… wer wußte, ob sie ihn jemals wiedersah!

Madame Fraque hatte sich in ihrer Gier nach Jugend und Leben »verjüngt«. Wie ein Vampir auf der Suche nach Blut… Vielleicht hielt sie sich in dieser Stunde gar nicht auf ihrem Besitz auf, sondern

vergnügte sich in der Stadt. Und alles andere, was hier geschah, vollzog sich automatisch, gespensterhaft. Das Haus war ein großes Hypnose-Theater, so jedenfalls kam es ihr mit einem Mal vor…

Es ließ jeden das sehen und fühlen, was für ihn geeignet war, und dann plötzlich tat sich irgendwo eine Falltür auf, um den wahrhaft Ahnungslosen wie der Rachen eines Ungetüms zu verschlingen…

Sie verließ das Hotel.

Die Sonne war indessen weit in Richtung Westen gewandert.

Auf den Pflöcken und rings um den Erdhügel hockten wieder ein paar Krähen.

Danielles Blicke gingen zum Himmel empor.

Schleier der sich ankündigenden Dämmerung wurden bereits gewoben. Hinten, am Horizont, zeigten sich drei dunkle Punkte.

Sie kamen näher und wurden zu Vögeln. Krähen…

Danielle de Barteaulieé schluckte.

Drei Krähen… sie kamen aus Richtung Paris!

Ihr Herz begann schneller zu schlagen.

Sie wich zwei Schritte hinter den schattigen -Eingang zurück, und ihr Körper verschmolz mit dem Halbdunkel.

Danielle ließ die Krähen nicht mehr aus den Augen. Instinktiv fühlte sie: Eine von ihnen ist Rani!

Die großen Vögel setzten zur Landung an. Sie hüpften über das Dach des kleinen Wohnhauses.

Die mittlere der Krähen wirkte irgendwie anders. Verwirrt, scheu. Sie schien von den anderen bedrängt zu werden und gab nach.

Dann erhob sich der vorderste Vogel mit schwerem Flügelschlag.

Es blieb Danielle nichts weiter übrig, als rasch nach draußen zu gehen und den Kopf weit nach vorn zu strecken, um zu sehen, wohin sich die Krähen begaben.

Ihr Ziel war das Hoteldach, und darauf der darüber hinausragende Schornstein.

Die erste Krähe kreiste und ließ sich dann wie ein Stein in das Kaminloch fallen. Es folgte die zweite, dann die dritte Krähe.

Dies schien das Signal für die anderen, draußen noch wartenden zu sein. Es konnte aber auch sein, daß die zunehmende Dämmerung ihnen die Grenze ihres »Krähendaseins« ankündigte.

Eine Krähe nach der anderen verließ jetzt ihren »Beobachtungsplatz«. Und nun sonderten sich die »unnatürlichen« Vögel von den echten ab. Die »unnatürlichen« strebten alle einem Ziel zu: dem Schornstein, mitten auf dem Dach des Hotels. Und darin verschwanden sie. Der Kamin war der Eingang zum Innern des Hauses…

Aus dieser Erkenntnis zog Danielle de Barteaulieé sofort ihre Schlüsse.

Sie lief zum Hintereingang des Hotels und mußte daran denken, daß jene abgedunkelten Räume mit den Altären, Kerzen und Gemälden für ein Ritual eingerichtet worden waren. Ein Ritual, das regelmäßig durchgeführt wurde. Was jetzt geschah, war unter Umständen jener Nacht vorausgegangen, als die seltsamen Geister aus dem Zwischenreich aus ihren Zimmern kamen…

Lautlos drückte die junge Französin die Tür ins Schloß. Dämmerung hüllte sie ein. Auf Zehenspitzen lief sie zur ersten Tür, lauschte dort und hörte das raschelnde Geräusch dahinter.

In jedem Zimmer dieses Trakts – gab es einen Kamin! Und der Altar war genau vor dem Kamin aufgebaut und bestand aus einer schwarzen Marmorplatte. Darüber hing jenes eigenartige Gemälde.

Danielle hatte nicht viel Zeit zu überlegen. Sie glaubte zu begreifen.

Jetzt noch in das Zimmer zu schlüpfen, an dessen Tür sie lauschte, dazu war es schon zu spät. Sie wäre von der heimkehrenden »Krähe« dabei beobachtet worden.

Aber ein Zimmer weiter hinten war es vielleicht möglich.

Sie rannte, als ginge es um ihr Leben. Wenn die Krähen eine bestimmte Rangordnung erhielten, dann würde dies bedeuten, daß im hintersten Zimmer auch dessen Bewohner zuletzt eintraf. In diesem Fall würde sie zwar nicht mitbekommen, was in der Zwischenzeit mit dem verzauberten Mahay geschah. Doch diese Ungewißheit mußte sie in Kauf nehmen.

Danielles Rechnung ging auf.

Sie erreichte die hinterste Zimmertür auf der linken Korridorseite, drückte vorsichtig die Klinke herab und vernahm das leise Rumoren aus dem Kaminschacht.

Blitzschnell huschte das Mädchen aus Marlos in den dunklen Raum, drückte sich in die Ecke hinter dem zugezogenen Vorhang und konnte sich gerade verbergen, als der schwarze Vogel durch den Schacht rutschte.

Keine Sekunde später hätte Danielle das Zimmer betreten dürfen.

Sie hielt den Atem an und sah die Krähe aus dem Dunkeln unter der Altarplatte hüpfen.

Danielle de Barteaulieé erkannte sofort, daß mit dem Vogel schon eine Veränderung vorgegangen war.

Seine Augen glühten so unheilvoll, so unheimlich, daß es ihr eiskalt über den Rücken lief.

Sie waren kalt und grün wie Smaragde, und der Boden rings um den Vogel war ausgeleuchtet, als würde er aus sich selbst heraus glühen.

Dann erreichte die Krähe die Vorderseite des Altars und drehte der Beobachterin den Rücken zu.

Und begann zu wachsen…

Wie ein Schatten, der immer länger wurde, schob sich der Leib auf langen dünnen Vogelbeinen in die Höhe. Er wurde breiter und nahm menschliche Formen und Umrisse an. Noch aber war das Krähenartige dominierend.

Die Beine waren immer noch schuppig und lang, der Kopf zwischen den Schultern war der eines großen, schwarzen Vogels.

Doch dann verschwanden auch diese hervorragenden Merkmale. Dafür wurden andere sichtbar.

Das Wesen vor dem Bild mit der farbigen Nebellandschaft zündete jetzt die schwarze Kerze an.

In ihrem unruhigen Licht war deutlich das Bizarre der Gestalt zu erkennen.

Sie war weder Mensch noch Tier und sah aus wie maskiert.

Es handelte sich um eine aufgetakelte Endvierzigerin, die langes, platinblondes Haar hatte, das sie ausgekämmt trug. Die Haut der Frau war unnatürlich bleich, was den Kontrast zu den schwarzen tiefliegenden Augen noch verstärkte.

Sie hatte einen kleinen, wohlgeformten Busen, der unter einer blau-schwarzen, halbdurchsichtigen Bluse gut zu sehen war. Die runden Hüften wurden durch einen enganliegenden, beinahe winzigen Rock noch betont. Der Frau haftete etwas Clowneskes, Makabres an, ohne daß man den Grund dafür begriff.

Ihre langen Beine hatte sie hingestellt wie eine Ballett-Tänzerin, die auf die ersten Klänge ihres Musikstücks wartete.

Und schon bewegte sie in dem gespenstischen Kerzenschein ihre Arme.

Und da erst sah Danielle, daß es keine Menschenarme mehr waren. Sie waren schwarz, mit großen, lackartig glänzenden Reptilienschuppen bedeckt. Die Arme waren Reptilien! Sie waren lange, dicke Schlangen, die eigenständiges Leben führten…

*

Die Frau bewegte sich nach einer Musik, die Danielle nicht hörte.

Die Bewegungen dieses seltsamen Zwitterwesens, das hier zu Hause war, waren lasziv und wirkten auf einen unsichtbaren Zuschauer aufregend und anregend. Die Tänzerin schien mit ihrem merkwürdigen Tanz irgend jemand becircen zu wollen.

Wen? Was?

Und dann sah Danielle de Barteaulieé es…

Die massive schwarze Marmorplatte senkte sich in die Tiefe!

Der Altar war nicht befestigt, hatte keine Seitenteile und wurde nicht durch Träger an der Wand gehalten. Er hing freischwebend vor

dem riesigen Gemälde – und wurde durch den merkwürdigen Tanz veranlaßt, sich zu bewegen. Die tänzerische Gestik, das ganze Erscheinungsbild dieser Frau löste etwas aus, das ein anderer eben nicht konnte, da er den Schlüssel dazu nicht besaß.

Die Altarplatte bewegte sich, als würde ein Magnetiseur sie schweben lassen.

Die tänzerischen Bewegungen nach unhörbarer Musik blieben gleich, die Frau veränderte sich nicht.

Dann lag die Platte zu ihren Füßen, während die schwarze Kerze noch an der Stelle schwebte, an der sie die ganze Zeit über von Anfang an in Höhe der Altarfläche gestanden hatte.

Es schien, als würde dort noch immer unsichtbar die Platte sich befinden.

Nun stieg die Frau auf die am Boden liegende Marmorfläche.

Und ging auf das Bild zu, das sich auch an der Stelle der Wand fortsetzte, die die ganze Zeit unterhalb des Altars gelegen hatte – und wo sich eigentlich jetzt Wand und Kaminöffnung befinden mußten.

Das gleiche Bild, das noch immer an der Wand in normaler Blickhöhe hing, befand sich jetzt auch unten, wie eine Projektion.

Und sie war spiegelverkehrt!

Danielle de Barteaulieé stand unter einer ungewöhnlich starken Anspannung.

Die herabschwebende massive Platte hatte wie eine Webmaschine ein leuchtendes, spiegelverkehrtes Bild gewoben, das in seiner Feinheit, seiner Detailfreudigkeit in Nichts dem darüber hängenden echten Gemälde nachstand.

Die bizarre Frau mit den Schlangenarmen schritt auf das Gemälde zu, das genau ihre Größe hatte. Und verschwand zwischen wabernden, farbigen Nebelschleiern.

Im gleichen Augenblick begann die schwarze Marmorplatte sich wieder vom Boden zu lösen.

Dies war der Moment, in der Danielle de Barteaulieés Entscheidung fiel.

Das Nebel-Bild mit der düsteren Landschaft hatte die Funktion eines Tores in eine andere Dimension, möglicherweise in jenes Zwischenreich, von dem Rani schon erfahren hatte.

Dort trafen sie sich. Alle. Und jeder benutzte das Tor von seinem Zimmer aus. Aber am Sammelort würden sie dann offensichtlich wieder zusammenfinden.

Nun wunderte sie sich auch nicht mehr, wieso ihre Suche nach Madame Fraque die ganze Zeit ergebnislos verlaufen mußte. Wenn sie die Gelegenheit hatte, sich in einer anderen Dimension zu verbergen…

Und Rani!

Ihr Herz machte plötzlich einen Sprung. Es sah ganz so aus, als

hätten sie wegen ihm schon so früh das Ritual eingeleitet. Um ihn in die Hände seines Richters zu bringen?!

Das konnten nur Rha-Ta-N'my und Molochos sein.

Dennoch – für Danielle de Barteaulieé gab es kein Halten mehr.

Sie sprang auf die sich hebende Platte zu und trat darauf. Die Platte hielt auch sie. Von dem Spiegelbild des Gemäldes war noch alles frei. Die Platte glitt langsam auf den unteren Bildrand zu.

Da warf Danielle sich nach vorn, ohne Rücksicht auf die Folgen ihrer Entscheidung. Sie hatte nicht die Zeit, erst wieder auf die Rückkehr der seltsamen Bewohner dieses Hoteltraktes zu warten, um zu sehen, wie sie den Aufenthalt »drüben« überstanden hatten. Nach dieser Rückkehr würde es vielleicht keinen Rani Mahay mehr geben…

So aber konnte sie – vielleicht – noch etwas für ihn tun.

Alles war voller Ungewißheit. Aber sie war ihr im Moment lieber als das absolute »Aus«…

Und so warf sie sich nach vom in den farbigen Nebel.

Sie stolperte, denn in diesem Moment erreichte die nach oben schwebende Altarplatte den unteren Bildrand, ein Hauch von einem Millimeter der Projektion wurde abgedeckt.

Instinktiv riß die junge Französin die Arme nach vorn, um sich abzustützen.

Sie stolperte über einen steinernen Vorsprung, der wie eine Treppe war.

Danielle hatte Glück, daß sie sich keine Sekunde später entschlossen hatte, den Weg durch die Projektion der Nebellandschaft zu gehen.

Die Französin umklammerte instinktiv den Rand des scharfkantigen Steines, als wolle sie nicht weiter in die Tiefe stürzen.

Und da entstand – wie in einem Alptraum – blitzschnell eine gähnende, eisige Leere hinter ihr, daß sie sich atemlos umwandte und mit panischem Entsetzen feststellte, wie Hunderte von Treppen steil nach unten führten!

Treppen, die nach unten wuchsen wie ein gigantischer, schwarzer, genau beschnittener Kristall.

Wenn sie jetzt losließ, würde sie in der endlosen Düsternis irgendwo zerschmettern… Wenn sie eine Sekunde später den Weg in die Projektion genommen hätte, wäre sie irgendwo in halber Höhe auf den steilen Treppen angekommen, und sie hätte Stufe für Stufe nach oben kriechen müssen. Ihr wurde schwindelig, wenn sie nur daran dachte…

So lag nur eine Stufe vor ihr.

Sie war ihr momentaner Schutz, hinter dem sie sich verbarg und einen ersten Blick in die Welt warf, in der sie angekommen war.

Es war das zum Leben erwachte Grauen, dem sie in die Augen

sah…

*

Die Wände vor ihr sahen dunkel, glitschig und feucht aus. Wie die Wände einer Felshöhle, die von Zeit zu Zeit unter Wasser lag.

Moosartige Pflanzen und Algen wuchsen darauf.

Kopfgroße, besonders intensiv naß schimmernde Zellen durchsetzten diesen atmenden Stein, der von Korridoren und höhlenartigen Gängen durchsetzt war.

In den stumpf glühenden Wegen durch diese pulsierende, atmende Welt, die sie an das Innere eines gigantischen Organismus erinnerte, bewegten sich die Geschöpfe aus den Hotelzimmern der Madame Fraque!

Von ihrem Beobachtungsort aus sah Danielle mehrere Gestalten, die leichtfüßig zwischen den glitschigen Felsen verschwanden, an irgendeinen Ort eilten und keinen Blick mehr zurückwarfen.

Da schob sie sich über die Treppe, erhob sich und lief geduckt bis zu einem Mauervorsprung, von dem aus zwei Gänge in unterschiedliche Richtungen liefen.

Sie war froh, von der Treppe fort zu sein, die eine schwindelerregende Tiefe erreicht hatte und mit Blicken nicht mehr auslotbar war…

Widerwärtiger Geruch lag in der Luft.

Sie wäre keine Sekunde länger als nötig geblieben, wenn die Sorge und die Ungewißheit um Ranis Schicksal sie nicht hier zurückgehalten hätten.

Die ganze Atmosphäre war mit Grauen und unangenehmen Empfindungen erfüllt. Es gab kein richtiges Licht, und niemals würde je ein Sonnenstrahl hierher in die Finsternis vordringen.

Danielle fiel das Atmen schwer. In dieser Atmosphäre, einem Ort, an dem die Dämonen zusammenkamen, dem sogenannten Pandämonium, fühlten sich nur die Nichtmenschlichen wohl.

Und hierher war Rani verschleppt worden!

Der Gedanke an den verwandelten Freund; der ihre Hilfe brauchte, gab ihr die Kraft zum Durchhalten.

Sie lief nun auch in einen der engen Gänge. Gewunden wie eine schlecht gepflasterte mittelalterliche Straße schlängelte er sich zwischen feuchtschimmernden, seltsam weich und schwammig wirkenden Felsen durch.

In den Steinen gurgelten Löcher, wurden manchmal dünne, übelriechende Rinnsale ausgeschieden, das Moos roch wie verwester Fisch, und ein Raunen und Wispern wie von tausend Stimmen lag in der Luft.

Danielle hatte manchmal das Gefühl, als würden sich die Naßzellen, die sie für eine Art Sehorgan hielt – in ihre Richtung bewegen, sie beobachten und verfolgen.

Sie versuchte nicht daran zu denken und lief weiter.

Dafür kam ein anderer Gedanke, und der bewirkte krampfhafte Muskelkontraktionen in ihrem ganzen Körper.

Wenn diese pulsierenden Steine wirklich eine Art lebender Organismus waren, mußte sie damit rechnen, als Eindringling erkannt und bei der nächsten Gelegenheit festgehalten zu werden, und dann…

Fast hätte sie aufgeschrien.

Es schien, als hätten ihre Gedanken das Ereignis bereits ausgelöst.

Weich und breiig legte sich blitzartig etwas über ihr Gesicht, verklebte ihre Augen, ihren Mund, die Nase und riß sie zu Boden…

*

Es war ein herrlicher Flug.

Bolonophom führte den Llonoll gekonnt. Er war ein hervorragender Kenner dieser Tiere.

Sie kamen rasch voran.

Je weiter sie nach Osten gelangten, desto unsicherer wurde jedoch das Wetter.

»Es scheint Regen zu geben«, murmelte Bolonophom besorgt mit einem Blick in die Ferne. »Der Himmel verdüstert sich.«

»Fragt sich nur, ob es natürliche Wolken sind oder ob sie künstlich von den Luftreitern verursacht werden. Ich hoffe nur, du bist immer in die für uns maßgebliche Richtung geritten, alter Freund…!« murmelte Macabros, der das Gefühl nicht los wurde, daß Bolonophom nur zu gern eine Berührung mit den Luftreitern – über die er gar nichts wußte – herbeiführen wollte, um seinem »Gott« die Möglichkeit zu geben, mal wieder seine Stärke unter Beweis zu stellen.

»Na! Was hältst du von mir?« empörte sich Bolonophom. »Ich habe den kürzesten Weg genommen, um schnellstmöglich am Lagerplatz der Zurückkehrenden zu sein. Die Sache läßt mir keine Ruhe.«

Das nahm Macabros ihm ab. »Fragt sich nur, ob der kürzeste Weg auch der sicherste ist…«

»Mit Luftreitern«, klärte Bolonophom seinen Sozius auf, »ist das so eine Sache… manchmal trifft man über Tausende von Meilen hinweg überhaupt keinen. Dann wieder mal ist der Himmel von ihnen geradezu bespickt. Hier besteht allerdings kaum noch Gefahr…«, beruhigte er Macabros. »Wir sind – wenn ich Velas Beschreibung aufmerksam genug verfolgt habe – längst aus feindlichem Gebiet heraus… Es kann also überhaupt nichts mehr schief gehen. Wir werden schon bald unser Ziel erreicht haben und… verflucht, das darf

doch nicht wahr sein!«

Sein Ausruf klang wirklich überrascht.

»Da ist doch wahrhaftig einer…«

Macabros blickte in die angegebene Richtung.

Aus einem blau-schwarz schimmernden Wolkenband löste sich etwas, das rasch auf sie zuglitt.

»Ich glaube, Bolonophom, es ist an der Zeit, dein mathematisches Bewußtsein wieder zu stärken«, antwortete er ernst. »Da ist nicht einer – da sind mehrere. Mindestens zehn…«

Und genauso war es.

Der Punkt wurde breiter. Und was ausgesehen hatte wie ein Luftreiter, fiel auseinander wie ein Puzzle, und Macabros sah die Feinde der Lüfte, die Vela wie ein Spielzeug behandelt hatten, zum erstenmal.

Sie waren hoch und schmal und sahen aus wie groteske Windgeister, wie ein Maler des Surrealismus sie in einer phantastischen Landschaft verewigt hätte.

Sie waren grau, dunkelblau bis schwarz, paßten sich der Wolkenfarbe an wie ein Chamäleon seiner Umgebung.

Die Luftreiter waren weit nach vorn gebeugt und berührten mit ihren schmalen Gesichtern fast die Köpfe der Reittiere, auf denen sie saßen.

Und diese Tiere waren nicht weniger grotesk und bizarr.

Alles an ihnen war in die Länge gezogen. Sie wirkten ungeheuer dünn und zerbrechlich, hatten die Form urwelthafter Drachen, die ausgemergelt waren. Ihre Flügel waren kurz und stummelig, leicht angewinkelt. Sie bewegten sie rasch und kamen pfeilschnell näher.

Die Luft pfiff um sie herum, die Wolkenschleier zerrissen.

Im nächsten Moment waren Macabros und Bolonophom von einem Kreis der Luftreiter umgeben.

Die sehnigen Gestalten mit den schmalen spitzen Gesichtern, den dichtstehenden Augen, wirkten nicht sehr intelligent. Aber mord- und kampflüstern. Falls der Eindruck stimmte, dann war die Begegnung mit ihnen kein Vergnügen.

»Nun tu etwas!« stieß Bolonophom hervor, der sich durch die Annäherung der Luftreiter sichtlich unwohl fühlte. »Sie werden keinen Zentimeter Haut auf unseren Knochen lassen… es gibt die wildesten Gerüchte über sie. Man erzählt sich, daß sie ihre Feinde bei lebendigem Leib in siedendes Öl werfen, daß sie ihr Fleisch in Streifen schneiden und verzehren. Sie sind Kannibalen…! Laß es nicht so weit kommen… ich möchte selbst noch manchen Trank, manche Speise genießen…«

»Und manche Loark-Frau dabei vernaschen…«

»Natürlich. Der Nachtisch gehört schließlich dazu!« Bolonophom

sog hörbar die Luft durch die Nase. »Laß sie nicht näher kommen… schick ihnen Blitze entgegen und fege sie wie ein Wirbelsturm von den knöchernen Sätteln der Flugechsen.«

»Das alles werde ich nicht tun, Bolonophom.«

»Aber… aber… warum nicht?« stammelte der muskulöse Loark-Mann entsetzt. »Du darfst ihnen… keine Zeit geben… sie kennen keinen… Pardon…«

»Das alles interessiert mich nicht.«

»Du machst… mir Angst… Namenloser…« Seine Stimme klang farblos, er tastete nach seinem Schwert. »Zwei, drei oder auch vier… mit denen nehm ich es schon auf. Aber – zehn? Das ist einfach zuviel.«

»Wer hat den Llonoll hierhergelenkt? Du – oder ich? Hatte ich den Wunsch, durch Feindesland zu schweben – oder du?«

»Ich muß dich aufklären, Namenloser…«, auf Bolonophoms Stirn perlt der Schweiß, in seinen Augen funkelte ein wildes Licht. »Das ist nicht Feindesland. Die Luftreiter bewegen sich weit außerhalb der Regionen, in denen sie normalerweise zu erwarten sind.«

»Bolonophom!«

»Es stimmt, Herr, ich…«

»Sagst du das alles jetzt, weil du Angst hast, deine Haut zu Markte zu tragen?« Macabros kannte seinen neuen Freund noch zu wenig, um genau zu wissen, in welcher Situation er wie reagierte, was er ernst meinte, was im Spaß. Bolonophom war ein urwüchsiger, vierschrötiger Kerl, eine Kämpfernatur.

»Ein Loark kennt keine Furcht«, empörte er sich. »Was ich fürchte ist, daß wir nicht mehr rechtzeitig zum Lagerplatz der Geretteten kommen, um herauszufinden, was wirklich geschehen ist… Ich habe kein gutes Gefühl, Namenloser… eins sollst du wissen: Daß die Luftreiter hier auftauchen, habe ich nicht gewollt. Irgend jemand scheint sie pünktlich hierherbestellt zu haben. Es sieht gerade so aus, als hätten sie uns abgepaßt, als hätten sie *gewußt,* daß wir hier vorbeikommen würden…«

*

Das klang echt.

Bolonophom war ohne eigenes Verschulden in diese Situation geraten.

Doch Macabros konnte keine Wunder vollbringen. Darauf aber schien sich der Loark allerdings zu verlassen. Er war überzeugt davon, daß eine mythische Gestalt, wie der Mann an seiner Seite es mit Gewißheit war, mit solchen Lappalien ohne mit der Wimper zu zucken fertig wurde. Wer das Reich eines als Gott verehrten mächtigen Götzen im Handstreich nahm, der wurde erst recht mit zehn

Luftreitern fertig. Daß es nicht so einfach war, darüber redete Macabros Heber nicht.

Was Bolonophom gesagt hatte, machte ihn nachdenklich.

Waren sie wirklich in einen Hinterhalt geraten?

Wer konnte wissen, daß sie hier vorbeikommen würden?

Nur – Vela!

War ihr Aufkreuzen eine Falle gewesen? .

Das wollte und konnte er nicht glauben.

Wenn Bolonophom jedoch den Verdacht hatte, daß die Begegnung nicht zufällig zustande kam, dann steckte mit Bestimmtheit etwas dahinter.

Ein bewußt gesteuerter Angriff.

Die Priester aus dem Dschungeldorf der Traphilen?! Hatten sie damit zu tun? Waren sie »umgefallen«?

Oder begann der Fluch des Schlafenden, der auch »der Tschonn« gewesen war – bereits zu wirken.

»Die Zeit wird stets dein Gegner sein.« Die Worte hatte er nicht vergessen. Als würden sie immer wieder gesprochen, so hallten sie in ihm nach…

»Gib deinem Llonoll die Sporen, Bolonophom!« stieß Macabros hervor. »Laß dich blitzartig nach unten wegsacken, und dann preschst du nach vorn. Direkt in die Haufenwolke hinein. Sie ist schön schwarz. Wenn die Kerle nicht gerade über Radaraugen verfügen oder im Moment gerade dort einen ihrer Wolkenhorste deponiert haben, dann sollte es uns nicht schwer fallen, zwischen Nebelschleiern zu verschwinden…«

»Ich – mit meinem Llonoll? Na, mir soll's recht sein…« Es klang nicht sehr ermutigend. Kein Wunder!

Der Llonoll wirkte schwer wie ein Panzer gegen die pfeilschnellen Geschosse, die da auf sie zuglitten.

Da erfolgte auch schon der erste Angriff.

Macabros drehte den heranschwirrenden Pfeilen – es waren tatsächlich Miniaturpfeile, wie Vela es geschildert hatte – voll den Rücken zu, deckte Bolonophom so gut ab wie möglich und rief. »Gib Gas, Bolonophom! Nichts wie weg hier!«

Er versetzte bei diesen Worten dem Llonoll selbst mit beiden Füßen einen Tritt in die Flanken und rief in Xantilonisch einen Anfeuerungsruf, wie er ihn ganz zu Anfang bei Bolonophom schon gehört hatte.

Bei dem Llonoll kamen mehrere Dinge zusammen.

Er war kein rein stupides, abgerichtetes Tier, das nur nach einem eingegebenen Muster reagierte. Instinkt und ein gewisses Maß an Intelligenz war diesen treuen Tieren, die Macabros auf die Stufe außergewöhnlicher Pferde stellte, eigen.

Und ebenso reagierte der Llonoll.

Er stürzte wie ein Stein in die Tiefe.

»Kopf ’runter, Bolonophom!« brüllte Macabros noch.

Da trafen ihn auch schon die ersten Pfeile. Sie drangen ihm zwischen die Schulterblätter, in Kopf und Nacken.

Bolonophom blieb unverletzt, da Macabros’ Körper ihn abdeckte.

Der Llonoll streckte sich.

Wenige Sekunden nur hatten das Tier und die beiden Männer benötigt, sich über die gefährliche Situation Klarheit zu verschaffen.

Bolonophom wollte den Kampf auch nicht, seine Absicht, sich Gewißheit zu verschaffen, war echt.

Aber ohne Kampf ging es nicht.

Dafür sorgten schon die gespenstischen Luftreiter.

Von der Flanke her griffen zwei an. Wie Geister aus dem Nichts tauchten sie plötzlich neben Macabros und Bolonophom auf.

Der Mann aus Varone riß sein Schwert hoch und parierte den Angriff im vollen Flug. Stahl und Stahl kamen zusammen. Es klirrte, daß die Funken sprühten.

Bolonophom gab seinen wilden Kampfschrei von sich, während Macabros – dessen Rücken mit Miniaturpfeilen bespickt war – wie eine Rakete in die Höhe schnellte und in die schmalen Lederzügel der stromlinienförmigen Echse griff, die direkt neben ihm auf gleicher Höhe lag.

Es ging alles blitzschnell.

Seine bravouröse Eskapade wurde von den anderen beobachtet.

Der große blonde Mann stürzte sich auf den Reiter, der ihm mit einem einzigen Hieb den Garaus machen wollte.

Macabros wurde – für die anderen voll ersichtlich – noch von dem Schwert des Gegners in die Hüfte getroffen. Tief hackte die Waffe in sein Fleisch…

Sein Fleisch?

Da kam kein Blut, und er wankte um keinen Millimeter.

Kraftvoll und überlegt führte er die von ihm geplante Aktion durch.

Er hebelte den spitznasigen Angreifer, der über eine ledergegerbte Haut verfügte und erstaunlich leicht war, aus dem Sattel.

Seine Linke schoß nach vorn und traf das spitze Kinn. Mit einem seltsamen Knurrlaut flog der Kopf des Luftreiters nach hinten. Er klammerte sich wie ein Adler mit Greiffüßen an den knöchernen Sattel, und zwischen den beiden Männern entspann sich auf dem Flugtier in luftiger Höhe ein Kampf auf Leben und Tod.

Es gelang Macabros, den wild um sich schlagenden Gegner, der feurig und aufgeregt wie ein aufgescheuchter Vogel reagierte, in den Griff zu bekommen. Er konnte dabei nicht verhindern, daß die

führerlose Echse wie eine Rakete nach unten vorstieß, als wolle sie sich mit dem spitzen Maul in die Landschaft unter ihnen bohren.

Der Luftreiter, dessen Oberhaut mit einem hauchdünnen, spinnwebartigen Gespinst umhüllt war, das dicht wie Federn seinen Körper bedeckte, sah aus, als würde er sich aufplustern, als er aus dem Sattel gehoben wurde. Halb bewußtlos versuchte er noch nach den knorrigen Aufbauten zu greifen, die den gewachsenen Sattel des Tieres bedeckten.

Er erreichte die Haltegriffe nicht.

Sich überschlagend stürzte er in die Tiefe. Aus mehr als tausend Meter Höhe raste er dem Land entgegen, das unter den Wolken lag. Eine grüne, bewaldete Ebene. Die Wildnis, in der die Traphilen zu Hause waren…

Der langgezogene Schrei hallte durch die Luft. Zwei Rassegenossen des Luftreiters setzten in halsbrecherischem Sturzflug sofort nach, holten auf und entschwanden den Blicken Macabros' und Bolonophoms.

Damit verringerte sich die Zahl der Angreifer um zwei weitere.

Bolonophom kämpfte mit aller Kraft und Zähigkeit, zu der er fähig war.

Eines Gegners hatte er sich entledigt, der zweite und dritte tauchten neben ihm auf und ließen ihn nicht dazu kommen, Atem zu schöpfen.

Macabros klammerte sich verzweifelt an die Haltegriffe des Knochensattels. Die Echse bewegte die wie mit dürrem Pergament bespannten Flügel kraftvoll und befand sich noch immer auf dem Flug in die Tiefe.

Der starke Luftstrom machte Macabros zu schaffen.

Es bereitete ihm einige Schwierigkeiten, den Sattel zu erklimmen. Mehr als einmal drohte er abzurutschen. Das Tier vollführte wie ein aus der Kontrolle geratener Trabant die irrsinnigsten Bewegungen und wollte den ungewohnten Reiter abwerfen.

Macabros fürchtete den Sturz in die Tiefe aus einem anderen Grund als einer, der Gefahr gelaufen wäre, dort unten zu zerschmettern.

Er würde von Bolonophom getrennt werden. Wenn der Loark heil aus dem Kampf herauskam und sich auf die Suche nach seinem »Gott« machte, würde er diesen wahrscheinlich so schnell nicht mehr finden.

Dort unten die Wildnis vor Aggars Wüstenzone war riesig. Und hier aus der Höhe waren die gelblichbraunen Schatten, die die Wüste im Osten ankündigten, schon zu sehen.

Doch Macabros stürzte nicht ab.

Es gelang ihm sogar erstaunlich gut, in dem ungewohnten Sattel Halt zu finden und die Zügel zu ergreifen. Bewußt unterließ er es,

irgendwelche Geräusche und Laute von sich zu geben. Welcher Art die Kommandos waren, mit denen Luftreiter ihre Tiere in der Luft befehligten?

Er versuchte es nur mit Hilfe der schmalen Zügel.

Und – es gelang.

Beim ersten Ruck schon änderte die Flugechse willig ihr Verhalten.

Sie gab den Sturzflug auf, ging in ein sanfteres Gleiten über, zog in einer Kurve herum und begann jäh mit dem Aufstieg, als Macabros ein zweites Mal kurz und kräftig zog.

Steil ging es in die Höhe. Wolkenfetzen teilten sich, scharf blies ihm die Luft ins Gesicht.

Tief unter ihm tauchten nochmal die beiden Luftreiter auf, die mit langen, netzartigen Fangseilen ihrem von Macabros aus dem Sattel gehievten Rassegenossen zu Hilfe geeilt waren und ihn gerettet hatten.

Doch was da weiter unter ihm geschah, interessierte ihn im Augenblick wenig.

Bolonophom befand sich in Bedrängnis. Er brauchte Hilfe.

Nach dem ersten Angriff mit einer Serie von Miniaturpfeilen schienen die Luftreiter nun alles daranzusetzen, den Loark lebend in die Hände zu bekommen.

Die Art und Weise, wie der Kampf sich entwickelt hatte, schien für sie ein Novum zu sein.

Macabros preschte heran. Er jagte direkt auf die beiden Krieger zu, die Bolonophom das Leben schwer machten.

Den einen konnte der Loark abwehren, der andere warf sich auf ihn.

Mit gewaltigen Flügelschlägen versuchte der Llonoll, dem Kampf geschehen zu entrinnen.

In luftiger Höhe und in vollem Flug spielte sich ein Kampf ab, wie er in dieser Form jedem Regisseur eines Fantasie-Films zur Ehre gereicht hätte.

Macabros nahm die Zügel nicht zurück, und sein Flugtier krachte mit voller Wucht auf das in der Luft vor ihm gleitende. Der Aufprall war so heftig, daß der Bizarre aus dem Wolkenhorst aus dem Sattel schoß, als wäre ein Raketentreibsatz unter seinem Hintern gezündet worden.

Das Reittier des Fremden ließ den Kopf hängen und war ohne Besinnung.

Das Tempo, mit dem Macabros ebenfalls aus dem Sattel bei dem Zusammenstoß gerissen wurde, war nicht geringer.

Doch er konnte seinem – gerade noch erwarteten – Blitzstart eine Richtung geben.

Er sprang den Feind, der Bolonophom mit dem Schwert den Schädel spalten wollte, von hinten an.

Der Loark-Mann, von einem dritten Angreifer von links bedrängt, konnte dort reinen Tisch machen.

Macabros' Auftauchen wendete das Blatt zum Günstigen für ihn. Bolonophom jubelte, während er den Luftreiter aus dem Sattel hebelte.

»Gleich zwei, die sich den Wind ein wenig um die Ohren wehen lassen wollen!« freute er sich, als er sah, daß sowohl sein Gegner als auch der Macabros' mit rudernden Arm- und Beinbewegungen in die Tiefe stürzten.

Dies hatte zur Folge, daß die anderen Luftreiter damit beschäftigt waren, mit langen Netz-Fangseilen ihre Rassegefährten einzuholen.

Macabros und Bolonophom gewannen Zeit.

»Aber nun nichts wie weg hier!« rief der Mann mit dem blonden Haar. »Bis die Kerle zur Besinnung kommen, müssen wir verschwunden sein…«

»Hoho!« lachte Bolonophom und preßte seine Schenkel fest gegen die Flanken des Llonoll und gab mit sanftem Zügelsignal zu verstehen, was er wollte. »Das wollen wir, Namenloser! O ja, das macht schon Spaß. Mit dir ist man eben immer auf der Seite des Siegers. Ich glaube, daß die Luftreiter diesen Zwischenfall nicht so schnell vergessen. Sie haben sich das Spiel offenbar etwas anders vorgestellt. Möchte nur wissen, wie sie in dieser Gegend auf unsere Fährte gestoßen sind… wir sind schon fast am Ziel…«

»Kümmern wir uns erst darum, ehe wir darangehen, die anderen Fragen zu beantworten.«

Bolonophom wandte den Kopf, sah müde und abgekämpft aus, wirkte aber zufrieden. Er wollte etwas sagen, stockte aber dann, und brachte etwas ganz anderes über die Lippen, als er ursprünglich wollte.

»Heh? Wie siehst du denn aus! Haben sie dich als Zielscheibe benutzt?!«

»Ja, es sieht fast so aus… ich bin voller Stacheln, wie ein Igel…«

»Igel? Was ist denn das?«

»Ein Tier, das sehr mutig und nützlich ist und dessen Körper mit Stacheln geschützt ist.«

»Und da – wo du herkommst, gibt es solche Tiere?«

»Ja…«

»Ihr ›Götter‹ lebt wirklich in merkwürdigen Gefilden…«, schüttelte Bolonophom den Kopf. »Igel gibt's hier nicht. So etwas Komisches wirst du hier nicht zu sehen bekommen…«

Das will ich gern glauben, dachte Macabros. Dafür kriege ich andere nette Sachen zu sehen… zum Beispiel Llonolls, die wie Bären aussehen, aber keine sind… weil sie Flügel haben, und Luftreiter, die auf spindeldürren Drachen Jagd auf friedliche Spazierflieger machen.

Und das wiederum, davon war er überzeugt, würde Bolonophom keineswegs komisch finden… Deshalb sagte er erst gar nichts.

Der Loark erreichte das dicke, vor ihnen massig sich auftürmende Wolkengebilde und jagte seinen Llonoll hinein.

Im nächsten Moment waren sie von grauen Nebelschwaden umgeben.

Bolonophom hielt die Zügel straff, und der Llonoll hatte trotz der langen Wegstrecke, die schon hinter ihnen lag, noch genügend Kraftreserven, das Tempo zu halten.

Der Mann aus Varone schien Augen eines Adlers zu haben, daß er sich inmitten dieser trüben, grauen Welt noch zurechtfand und die Himmelsrichtung beibehielt.

Um eventuelle Verfolger zu täuschen, änderte er seine Flughöhe. Er ging weiter nach unten, und etwa – nach Macabros' Zeitgefühl – eine halbe Stunde später schwebten sie plötzlich über einer lieblichen flachen Landschaft, die Macabros an die amerikanische Prärie erinnerte.

Die Vegetation wurde schließlich noch dünner, bestand schließlich nur noch aus einzelnen kopfgroßen Moosansammlungen. Es handelte sich in der Tat um ganze Kolonien hunderttausender winzigster Einzelpflanzen, die nur so und nicht anders in dieser lebensfeindlichen Umwelt existieren konnten. Im Verbund hatten sie eine bessere Fähigkeit, das Regenwasser zu speichern und sich gemeinsam dann sparsamer zu ernähren…

Bolonophom zog in verschiedener Höhe mehrere Male umfangreiche Kreise, und gemeinsam mit Macabros hielt er Ausschau nach irgendwelchen Verfolgern.

»Wir haben sie abgehängt«, freute er sich. »Es geht nichts über ein gutes Schwert – und einen Hausgott, der freundlich gesinnt ist…«

Er strahlte wie ein Honigkuchenpferd. Dann aber gefror ihm das Lächeln auf den Lippen.

»Was… ist denn… das?« fragte er tonlos.

Macabros entdeckte es im gleichen Augenblick, als Bolonophom schon seine Rechte ausstreckte und nach unten deutete.

Sie hatten in etwa die Gegend erreicht, in der der Zug der Geretteten sich nach dem zugrunde gelegten Marschtempo befinden mußte.

Sie hatten sich schon gewundert, niemand auf der großen, weit überschaubaren Fläche gehen zu sehen.

»Da unten… sind sie…«

Aber – niemand mehr bewegte sich.

Mit verrenkten und zerschundenen Gliedern lagen die Frauen aus Varone im Sand, ebenso ihre Begleiter, die Boten und die Ärzte, die gekommen waren, um sie zu begrüßen und zu untersuchen.

Die reglosen Gestalten hatten die Farbe des Sandes, denn der ewige, sanfte warme Wind vom Süden des Kontinents her veränderte die instabile Oberfläche dauernd und schichtete die obere Sandfläche ständig um.

Arme und Beine ragten wie zerbrochene Stücke steinerner Statuen aus dem Wüstensand, abgebrochene Speere, Pfeile und Bögen lagen herum.

Die Kadaver zweier Llonolls hoben sich unter dem feinkörnigen Teppich ab.

Die Stille des Todes, Friedhofsruhe, wehte sie an, als sie über diesen Ort des Grauens in niedriger Höhe hinwegglitten.

»Ein Alptraum… sag, Namenloser… – sag, daß wir träumen. Dies dort… kann nicht sein… was ist geschehen? Die Luftreiter? Können sie? Nein – Varone ist nahe genug, um von dort noch Verstärkung herbeizurufen… es ist alles blitzschnell gekommen, wie eine Krankheit, wie eine Seuche, die blitzartig über sie hinweggezogen ist…«

Er landete mitten im Grauen.

Der ewige Wind wehte auch jetzt und ließ sich von den reglosen, wie dahingemäht aussehenden Leibern nicht beeindrucken.

»Die Frauen aus Varone und ihre Begleiter starben nicht an einer Krankheit, Bolonophom«, sagte Macabros rauh, während er den Sand von einer Leiche strich.

Eine Frau lag vor ihm. Ihre Augen waren noch im Tod schreckgeweitet. Sie lag mit dem Bauch auf dem Boden, aber ihr Gesicht war Macabros zugewandt. Der Hals war um hundertachtzig Gradverdreht!

Die Kraft, die mit solcher Gewalt eingeschlagen war, konnte sich keiner von ihnen vorstellen.

Sämtliche Glieder waren gebrochen. Quer über den Leib lief eine tiefe Fleischwunde, in die schon allerhand Ungeziefer sich eingenistet hatte.

Die Loark-Frau hatte gleichzeitig mehrere tödliche Verletzungen erlitten. Wahrscheinlich hatte sie ihr Sterben nicht mitbekommen. Und das war gut so.

Sie war kein Einzelfall. Alle anderen waren auf die gleiche Weise ums Leben gekommen.

Die Gruppe der Geretteten war offenbar in einen teuflischen Hinterhalt geraten.

Macabros’ Miene war wie aus Stein gemeißelt. Er machte sich Vorwürfe.

»Es war mein Fehler«, murmelte er, inmitten des Meeres von Grauen stehend. »Ich hätte dabei bleiben sollen bis zum Erreichen des Zieles…«

»Dich trifft keine Schuld«, widersprach Bolonophom. »Niemand konnte… so etwas ahnen… der Weg war sicher. Alle wußten das…«

»Aber es war etwas in ihrer Mitte…, ja, das muß es sein… es hat sie überrascht, während sie ruhten. Sie kamen nicht mal mehr dazu, nach ihren Waffen zu greifen… die Frauen, die als Schwangere aus den Spiegel-Flächen kamen, Bolonophom… Vela hat von ihnen gesprochen. Sie wurden beim ersten Angriff entführt, damit man beim zweiten Angriff freie Hand hatte. Wer aber ist ›man‹? Wer kann so grausam sein, daß er bereit ist, alle diese Menschen auf bestialische Weise zu töten, nur damit es keinen Beweis seiner Existenz gibt? Denk nach, Bolonophom! Gibt es einen ähnlichen Vorfall in der Geschichte des Loark-Volkes? Oder hast du jemals Gerüchte von anderen gehört?«

»Nein. Niemals. Nicht in dieser Region… und die Geheimnisse anderer Länder und Völker interessieren uns nur am Rand. Sie haben nicht mit uns zu tun…«

Plötzlich hörten sie das Stöhnen.

Macabros und Bolonophom warfen die Köpfe herum.

»Da scheint noch jemand zu leben!« entfuhr es dem Loark-Mann.

Macabros' Blicke suchten die Umgebung ab.

»Ooooh, aaahh…«, es hörte sich qualvoll an.

Da sah er, daß sich etwa fünfzehn Meter weiter links von ihm etwas im Sand regte. Etwas, das versuchte, sich aufzurichten.

Sie liefen hin.

Was sie sahen, schnürte ihnen die Kehle zu.

Sie hatten offenbar vorhin bei ihrem doch sehr aufmerksamen Rundgang, wie Macabros fand, übersehen, daß es noch eine Überlebende gab.

Es handelte sich um eine Loark-Frau.

Sie hatte den mit Sand bedeckten Mund weit geöffnet. Das Stöhnen kam aus ihrer Kehle. Die Frau schien sich aufrichten zu wollen. Über ihren aufgeblähten Körper liefen krampfhafte Zuckungen.

Der aufgetriebene Leib wuchs unter der Sandschicht und ließ diesen seitlich wegrutschen, so daß der Bauch jetzt völlig zu sehen war.

Die Haut war rissig, sah mürbe und morsch aus und platzte weiter auf, weil das Leben unter der Bauchdecke mehr Platz brauchte.

Macabros und Bolonophom wurde klar, daß nicht die Frau es war, die stöhnte, sondern daß die Geräusche von dem Wesen stammten, das sich nun aus ihrem Leib grub.

Die Frau war längst – wie alle anderen Mitglieder der Gruppe – tot. Unter dem Sand hatte sich das, was sie unter ihrem Herzen trug, verborgen gehalten und weiter entwickelt.

Der Leib platzte auf wie eine Eierschale, und heraus kamen dicke schwarze Tentakel, die schlangengleich in die Luft ragten, um sich

griffen und den Körper weiter dehnten. Dieser Wirtskörper war nur noch eine leere Hülle, vollkommen aufgebraucht von dem Leben, das auf unnatürliche Weise in sie gepflanzt worden war.

Es war ein Teil des Schlafenden, jenes unheimlichen Götzen, von dem Macabros geglaubt hatte, daß er ihm den Garaus gemacht hätte!

Der Schlafende hatte zu einem Zeitpunkt, als er seinen Untergang befürchten mußte, ausgelöscht zu werden, einen Weg gefunden, seine Art weiterzugeben.

Und was sich da in Sekundenschnelle vor ihren Augen vollzog, vermittelte ihnen einen Eindruck von dem, was den Tod all dieser Menschen ausgelöst hatte.

Die schwarze, krakenähnliche Dämonengeburt stieg aus dem geöffneten Leib wie ein Geist aus der Flasche, dehnte und reckte sich dabei, wurde immer größer und überragte jetzt Macabros und Bolonophom schon um das Doppelte.

Und dies war der Augenblick, da Macabros sich aus dem Bann riß. Mit dem Schwert in der Hand stürzte er nach vorn und preschte auf das dämonische Unwesen zu.

Welche Kräfte der Schlafende aus einer anderen Dimension für diese Welt hinterlassen hatte, um seine Herrschaft doch noch anzutreten, wußte Macabros nicht. Er wollte es auch nicht wissen. Nur über eines war er sich klar: dieses Ungetüm in seiner grauenvollen, heftigen Entwicklung, die alles Menschliche überrannte, zu stören.

Er sah den plumpen, weichen Leib vor sich. Wie ein düsterer Schatten baute er sich vor ihm auf.

Und er rammte das Schwert, das er aus dem Dorf der Traphilen mitgenommen hatte, in den Leib. Er war glitschig und naß wie ein Schwamm, der nachgab.

Tief drang die Klinge in den Bedroher.

Bolonophom unterstützte ihn jetzt. Mit zwei kraftvollen Hieben trennte er von dem immer noch wachsenden Krakenleib zwei Tentakel. Die klatschten in den Sand und bewegten sich dort wie selbständige überdimensionale Würmer, ehe sie vertrockneten und wie morsches, ein wenig zu dunkel geratenes Pergament liegen blieben…

Das Rumoren, die wie Stöhnen klingenden Geräusche aus dem Dämonenkörper verstärkten sich.

Die Tentakel peitschten durch die Luft. Eine klatschte Macabros an den Kopf. Er verspürte dabei keinen Schmerz, konnte aber die Wirkung, die der Schlag auf ihn machte, nicht ungeschehen machen.

Ihm wurden regelrecht die Füße unterm Leib weggezogen. Er flog etwa fünf Meter weit durch die Luft, landete zwischen zwei Leichen, raffte sich wieder auf – und sah, daß der Krakenkörper schon wie ein Ballon, dem man die Luft abließ, in sich zusammensank.

Der erste Angriff zeigte bereits seine Wirkung.

In ihrer Wut, ihrem Zorn, ihrer Todesangst setzte die Dämonengeburt nochmal alle ihre Kräfte ein.

Sie wütete wie ein Berserker. Macabros und Bolonophom hatten das Gefühl, in einen Mahlstrom zu geraten.

Die Luft um sie herum begann zu brodeln. Kleine Sandfontänen stiegen in die Höhe, die Leichen auf dem Boden bewegten sich, als kehre plötzlich geisterhaftes Leben in sie ein. Die gebrochenen, verrenkten Glieder wurde wie von unsichtbaren Händen gepackt und herumgerissen.

Der Krake, etwa vier Meter groß, packte alles, was er greifen konnte.

Macabros stemmte sich gegen den Luftwirbel, den der Krake erzeugte, warf sich der unsichtbaren Wand entgegen und konnte ein zweites Mal sein Schwert in dem Dämonenkörper plazieren.

Er stach genau zwischen die beiden großen, tiefsitzenden schimmernden Flächen, die er für noch nicht ganz entwickelte Augen hielt.

Der Vorstoß verfehlte seine Wirkung nicht.

Die herumschnellenden, wie Dreschflegel umherwirbelnden Tentakel verlangsamten ihre rasende Fahrt durch die Luft.

Der Dämonenkrake breitete sich flach wie eine Flunder vor Macabros aus, und dann begannen seine Tentakel und sein großer Leib zu schrumpfen. Was übrig blieb, war wiederum diese pergamentartige, ausgedörrte Substanz.

Bolonophom wankte näher. Ein blutiger Streifen lief über seine Brust. Dort hatte eine Tentakel ihn gestreift.

»Alles in Ordnung?« fragte Macabros besorgt.

Bolonophom nickte nur.

Macabros ließ die seltsame kristalline Substanz, die von dem Krakendämon übrig geblieben war, nachdenklich durch die Finger rinnen.

Er blickte sich um.

»Es war nur einer…«, murmelte er. »Einer, dessen Geburt wir zufällig mitbekamen. Die anderen müssen sich schon ereignet haben. Ich glaube, daß Vela und alle, die in die Wüstenstadt zurück wollten, einem Irrtum zum Opfer fielen. Sie schilderten die Wirkung vor der Ursache. Es ist anders gewesen. Erst hat eine der schwangeren Frauen die unheilvolle Bestie zur Welt gebracht. Der Geburtsvorgang führte zum Tod der Unglücklichen – und war gleichzeitig Auftakt zum Angriff auf die anderen. Wir sind nur Zeuge eines Vorgangs geworden…«

Bolonophom kraulte sich im Nacken. »Willst du damit sagen, daß in diesem Moment noch mindestens drei weitere dieser riesigen Ungetüme…«

Macabros nickte. »Es wäre logisch. Wie groß sie inzwischen geworden sind, das können wir möglicherweise nicht mal schätzen. Denk nur daran, wie schnell der da wuchs. Die anderen hatten Zeit, sich ungestört zu entwickeln. Daß wir so schnell zu einem Erfolg kamen, verdanken wir allein der Tatsache, daß wir sofort reagierten und der Bestie ein Ende setzen konnten, noch ehe sie recht ihre Kräfte zu gebrauchen in der Lage war. Es ist noch nicht zu Ende, Bolonophom! Die anderen… wir müssen die anderen suchen, finden und vernichten…«

Bolonophom erbleichte. »Ich begreife nichts, Namenloser… die Welt scheint sich verändert zu haben, seitdem ich dir begegnet bin…«

»Dem ist nicht so«, rückte Macabros das Bild schnell wieder zurecht. »Du bist lediglich in Situationen geraten, die so nicht eingetreten wären. Noch nicht…«, verbesserte er sich. »Wir haben den Fall beschleunigt. Es ist gelungen, die Gefangenen aus den Klauen des Schlafenden zu befreien. Einige der Gefangenen haben einen Keim mitgebracht, von dem niemand wußte, wie genau er sich auswirken würde. Die Gesetze einer anderen Dimension sind uns alle fremd. Sie können sich – wir haben es gesehen – verheerend auswirken. Wenn…«

Er brach abrupt ab.

»Es ist soweit, Bolonophom. Entweder sind sie durch irgend etwas auf uns aufmerksam geworden oder ein uns fremdes Kommunikationssystem funktioniert so perfekt zwischen ihnen, daß sie sich gegenseitig zu Hilfe rufen können…«

Ein mächtiger Schatten fiel auf sie. Er ließ es schlagartig Nacht werden.

Bolonophom vergaß zu atmen. Und wäre durch Macabros' Adern Blut geflossen – jetzt wäre es erstarrt beim Anblick dessen, was da auf sie zukam…

*

Der Schreck lähmte sie einen Moment vollständig.

Doch Danielle de Barteaulieé war im Umgang mit der Gefahr geübt und reagierte geistesgegenwärtig.

Sie setzte sich mit aller Kraft und allen Tricks zur Wehr, deren sie fähig war.

Sie ließ sich in die Knie sacken, warf sich gleichzeitig herum und riß die Hände vor das Gesicht, um ihre Augen freizulegen.

Sie mußte sehen, mit wem sie es zu tun hatte! Sie kannte ihren Feind nicht.

Der breite Streifen, der sie am Sehen hinderte, war weich und klebrig. Aber er ließ sich herunterziehen. Wie Gummi.

Und dann sah sie sich dem Gegner, der sie angefallen hatte,

gegenüber.

Es handelte sich um eine dunkle, vermummte Gestalt, die in einem höhlenartigen Einschnitt im Fels stand und etwas in der Hand hielt.

Das war ein Mittelding zwischen Peitsche und Palmwedel.

An einem Stab hingen mehrere schmale Riemen, die schwarz und glitschig glänzten und sich bewegten wie Schlangen.

Einer dieser Riemen hatte sich entfaltet, war etwa dreimal so lang geworden und klebte ihr im Gesicht.

Wut stieg in Danielle auf.

Sie löste beim zweiten ruckartigen Versuch die Masse, die ihr auch Mund und Nase verschloß wie eine Gummihaut, riß sie von ihrem Gesicht ab und schnellte wie ein Pfeil auf den Angreifer zu, der selbst überrascht schien, daß sie so reagierte.

Sie hielt das Armgelenk der Hand umklammert, in der sich die groteske Peitsche befand.

»Nicht!« hörte sie eine männliche Stimme erschreckt rufen. »So greifen Sie mich doch nicht an. Ich will Ihnen doch nur helfen…«

Danielle glaubte nicht richtig zu hören.

Sie atmete schneller. »Helfen? Sie… wollen mir helfen und stellen mir die Luft ab?!«

»Ich wollte Sie am Schreien hindern… entschuldigen Sie…« Es klang überzeugend. »Ihr Auftauchen hier ist verwunderlich… Sie sind leichtsinnig, sich so zu zeigen.«

Der Unbekannte, dessen Gesicht sie nicht sah, da die weite Kapuze großflächig nach vorn fiel und sein Antlitz voll ins Dunkel tauchte, faßte sie an der Schulter und riß sie in den Höhleneingang.

Schritte in unmittelbarer Nähe… Sie hörten sich an, als würden nackte Füße auf den Boden klatschen.

»Psst, keinen Laut! Man darf uns nicht entdecken«, raunte es aus der dunklen Kapuze.

Danielle befolgte instinktiv den Rat.

Kaum war sie hineingerissen worden in die Dunkelheit, spürte sie auch schon den Luftzug.

Durch die trübe Treibhausatmosphäre bewegte sich eine Gestalt.

Sie ging hochaufgerichtet, hatte die langen muskulösen Beine eines Mannes und den Oberkörper einer Frau. Die Schultern waren mit flaumigen Federn bewachsen, und das Antlitz war in zwei Hälften geteilt. Die linke Seite war die eines Mannes, die rechte die einer Frau. Ein bizarrer Hermaphrodit. Im Prinzip waren alles Zwitterwesen, die durch die Landschaftsbilder in den Hotelzimmern in diese Dimension gelangt waren.

Äußerlich wirkten sie grotesk. Wahrscheinlich waren sie es auch in ihrem Innern. Arme, irrgeleitete Menschen, die durch ihre Beschäftigung mit okkulten und schwarzmagischen Phänomenen sich

selbst verloren hatten und dem Wahnsinn verfallen waren. Vielleicht war ihre jetzige äußere Gestalt nur ein Spiegelbild ihrer veränderten Seele…

Wie nahe Danielle mit dieser Vermutung der Wahrheit kam, konnte sie in diesen Sekunden selbst nicht ahnen…

»Wir müssen uns ganz still verhalten«, raunte der andere wieder. »Das geringste Geräusch, eine verkehrte Bewegung, und wir sind geliefert…« Er beugte sich etwas nach vorn und schob Danielle dabei mechanisch weiter in das Versteck, in dem sie Schutz gesucht hatten.

Dann nickte der andere. »Mhm«, murrte er, »die Luft scheint rein zu sein…, offenbar war's der letzte Teilnehmer, der auf dem Weg zum Tempel hier vorbeikam… du hattest nochmal Glück, verdammtes Glück, weißt du das?«

Er wandte ihr das im Schatten liegende Gesicht zu.

»Wie kommst du hierher, wer bist du?« fragte Danielle leise.

»Ich beobachtete das merkwürdige Treiben schon lange«, flüsterte der Gefragte. »Was im Hotel Madame Fraques vorging, weckte mein Interesse schon vor Jahren. Denn – meine Mutter wurde davon schließlich direkt berührt. Sie war offensichtlich in einen Zirkel von Teufelsanbetern geraten, dessen Einfluß sie vollends verfiel. Ich ließ sie anfangs von Detektiven beschatten. Ich wollte wissen, wer dahintersteckte, daß sie mit einem Male große Beträge vom Konto abhob, daß sie Gelder verschleuderte wie nie zuvor in ihrem Leben. Ich kam ihr auf die Schliche. Es war jener Zirkel, der seltsame Rituale durchführte und dessen Mitglieder sie finanziell unterstützte. Ein Maler wurde bezahlt, der nichts anderes zu tun hatte, als immer die gleichen Bilder zu malen. Aber daß sie etwas Besonderes darstellten, das mußte ich selbst erkennen, als ich mich eines Tages entschloß, heimlich ins Hotel einzudringen und mich dort zu verbergen.

Die Bilder und die kostspielige Einrichtung der einzelnen Zimmer hatten eine Funktion. Ich habe es mit eigenen Augen beobachtet, wie Menschen sich in bizarre Abbilder ihrer selbst verwandelten und dann in die Bilderlandschaft hineingingen. Der Nebel nahm sie auf.

Wie oft ich das beobachtet habe, ohne den Mut zu finden, es ebenfalls nachzuvollziehen, weiß ich nicht mehr.

Eines Tages eben riskierte ich es doch, ohne zu wissen, was mich auf der anderen Seite erwartete.

Ich vermutete, irgendwo in einem Vorhof der Hölle anzukommen. Es war zwar nicht die Hölle, doch etwas sehr Ähnliches. Es war eine Region, wo die Eingeweihten direkten Kontakt zu einem Geschöpf aufnehmen konnten, das sie ›Molochos‹ nannten und über eine immense Macht verfügte.

Mein Name ist Aristide Repuran. Meine Mutter Madame Denise…«

»Denise Repuran, deren kosmetische Erzeugnisse von Paris aus…«

»In die ganze Welt gehen, oui, Mademoiselle«, ergänzte der Sprecher mechanisch. »Das größte Unternehmen in der Branche… Seit langem heißt es, die Inhaberin der Weltfirma sei leidend. Ja, sie ist es gewiß. Doch auf eine Art, wie niemand es für möglich hält. Madame Repuran hat sich mit den Mächten der Finsternis eingelassen. Sie ist abhängig von ihnen geworden. Sie ist nur noch ein erschreckendes Abbild ihrer wahren Persönlichkeit. Ich habe mich in den vergangenen Monaten quälend mit der Frage beschäftigt, was ich tun könnte. Ich habe Personen zu Rate gezogen, von denen ich hoffen konnte, sie würden das Vertrauen, das ich in sie setzte, nicht enttäuschen.

Die ›Krankheit‹ meiner Mutter ist eine sehr diffizile Angelegenheit, wie Sie sich denken können, Mademoiselle…« Er hatte die leutselige Art abgelegt, war förmlicher geworden. »Ich habe Mediziner und Psychiater, Psychologen und Parapsychologen zu Rate gezogen. Niemand konnte helfen.

Ich lernte schließlich einen Mann kennen, der sein ganzes Leben das Okkulte und Dämonische bekämpft hat. Einen alten Pater, der ein Einsiedlerdasein am Rande der Wüste Gobi führte. Dorthin bin ich gereist, um ihm mein Problem zu schildern. Er konnte mir einige wertvolle Tips geben. Weitere Ratschläge, die ich dringend benötigt hätte, erfolgten jedoch nicht. Bei meinem zweiten Besuch – war der Mann tot. Ob er an Altersschwäche starb, einem Herzschlag oder ob außergewöhnliche Kräfte für seinen Tod verantwortlich zu machen sind – das wird wohl niemals geklärt werden.

Ich war wieder allein und konnte mit niemandes Hilfe rechnen. Ich benutzte die neugewonnenen Kenntnisse, um mich weiterhin vor Entdeckung zu schützen. Ich lernte die ›andere Seite‹ des Gemäldes kennen, jene fremde Dimension, in der das Grauen und der Wahnsinn zu Hause sind.

Hier herrscht Molochos, hier zeigt er sich denen, die ihn beschwören und ihn anbeten wie einen König.

In dieser Welt kenne ich mich inzwischen aus. Sie ist fremdartig, lebensfeindlich, unheimlich – aber überschaubar. Deswegen bemerke ich alles, was anders, neu ist, was nicht hierher gehört. Deshalb ist mir Ihre Anwesenheit auch sofort aufgefallen…, aber nun habe ich genug über mich erzählt. Nun sind Sie an der Reihe. Wer sind Sie? Was hat Sie veranlaßt, die Grenze zu überschreiten?«

»Ich heiße Danielle… Da gibt’s nicht viel zu erzählen, Monsieur Repuran…«

»Doch nicht an einem solchen Ort solche Umstände machen!« fiel er ihr ins Wort. »Aristide… schon wieder vergessen?«

Seine Stimme klang fröhlich, beinahe jungenhaft. Vergebens versuchte Danielle jedoch sein Gesicht zu erkennen. Er schlug die Kapuze nicht zurück. Wahrscheinlich war er an diese Tarnkleidung,

die ihn mit der schummrigen Umgebung praktisch eins werden ließ, so verwachsen, daß er es gar nicht mehr anders wußte, als sich so zu zeigen.

»Also gut, Aristide... soviel gibt's bei mir nicht zu erzählen. Das Wenige ist schnell gesagt...« Sie berichtete von ihrem Freund Rani, davon, daß er durch einen Zufall auf das Hotel Fraque aufmerksam geworden und daß ihm im Zusammenhang mit dem abgelegenen Haus einiges merkwürdig erschienen sei. Der erste Versuch, auf eigene Faust etwas zu unternehmen, sei kläglich gescheitert. »Er hat die Macht der Personen unterschätzt, die in diesem Zwischenreich zu Hause sind... Sie haben ihn in eine Krähe verwandelt und hierher verschleppt...«

»Mhm«, brummelte Aristide Repuran, »und Sie – als Beobachterin der Szene – hatten nichts Eiligeres zu tun, als ihm zu folgen, um ihn zu retten, nicht wahr?«

»Ja...«

»Und Sie glauben, das geht so einfach? So, wie Sie jetzt sind, stürzen Sie sich in ein Abenteuer, das einem zum Leben erwachten Alptraum gleicht... Haben Sie wirklich nicht gewußt, was Sie hier erwartet?«

»Nein. Aber selbst wenn ich's gewußt hätte, ich wäre trotzdem gegangen...«

»So sehr lieben Sie ihn?«

»Ja...«

Er nickte. »Ich verstehe. Aber Sie sind trotzdem leichtsinnig, Danielle. Seien Sie froh, daß ich Ihnen über den Weg gelaufen bin. Wenn Sie etwas für Ihren Freund tun können, dann nur durch mich. So, wie Sie jetzt sind – in diesem Aufzug – müssen Sie auffallen. Ich weiß, wo Ihr Freund ist...«

»Aber woher...?«

»Ich sagte Ihnen schon, wenn man lange Zeit hier verkehrt, entgeht einem nichts mehr. Man kennt jede Ecke, jeden Winkel, jeden Fußbreit Boden. Man weiß, wann die Anbetungen und Zwiegespräche zu und mit Molochos stattfinden, wer erscheint und woher die einzelnen Teilnehmer kommen. Es sind immer dieselben. Und die Bewohner dieser kleinen scheußlichen Welt, dieses ›Zwischenreiches‹, wie Sie es bezeichnet haben, die sind auch immer die gleichen. Molochos hat seine eigenen Haustiere, seinen Vergnügungspark, seine Zerstreuungen, wenn Sie so wollen. Er ist auf eine bestimmte Weise sehr menschlich...« Er lachte leise, und es berührte Danielle de Barteaulieé eigenartig.

»Warten Sie einen Augenblick«, fuhr er fort. »Ich besorge Ihnen etwas Hübsches zum Anziehen... wenn Sie sich dorthin begeben wollen, wo das Ritual stattfindet, ist es gut, Tarnkleidung zu tragen.

Sie sind dann, wenn Sie sich ganz ruhig verhalten, Danielle, ein Teil der Dunkelheit. Wie ich…«

Er ließ sie einfach stehen, tauchte ein in das Dunkel und war nicht mehr zu sehen.

Danielle war von der Begegnung eigentümlich berührt.

Etwas daran gefiel ihr nicht, doch sie hätte nicht zu sagen vermocht, was es war. Die Stimme des Aristide Repuran? Seine Art zu sprechen? Dieses seltsame Lachen? Sie merkte, daß dies alles irgendwie nicht zusammenpaßte.

Aber vielleicht täuschte sie sich auch. Sie war unter mehr als fragwürdigen Umständen mit diesem Mann zusammengetroffen.

Da tauchte er auch schon wieder auf. »Hier, nehmen Sie…«, hörte sie ihn wispern. »Und dann sollten wir uns beeilen. Wenn wir erst dazukommen, wenn das Zwiegespräch mit Molochos schon begonnen hat, geraten wir trotz der Tarnkleider in Gefahr, entdeckt zu werden…«

Er war Danielle behilflich, in den weiten Umhang zu schlüpfen, den er aus dem Innern der schummrigen Höhle geholt hatte.

Die junge Französin meinte, ein kaltes, feuchtes Wäschestück überzuziehen. Der Umhang roch muffig und ein unangenehmer Vergleich drängte sich ihr auf, als sie ihn auf ihrem Körper fühlte.

Sie hatte das Gefühl, in einen Sumpf zu tauchen und von Schlick umgeben zu sein…

Dieses Gefühl verstärkte sich noch, als sie die Kapuze nach vorn schlug. Ihr Kopf versank in der großen Öffnung, die Kapuze ragte weit über ihr Gesicht hinaus und klappte etwas herunter, so daß auch sie für Aristide Repuran nicht mehr zu sehen war.

Die Kutte war als Tarnkleidung hervorragend. Sie schien sich der seltsamen Atmosphäre anzupassen, in der sie sich befanden.

»Gehen wir! Die Zeit drängt«, murmelte Aristide Repuran. »Vielleicht ist Ihr heutiges unerwartetes Auftauchen hier in diesem Zwischenreich so etwas wie ein gutes Omen. Vielleicht kann ich meine Mutter endgültig aus den Klauen der Dämonischen befreien, und Sie haben die Chance, etwas für Ihren Freund zu tun, ehe Molochos endgültig einen Schlußstrich zieht…«

*

Danach fiel kein Wort mehr zwischen ihnen.

Es schien, als würde seine ganze Aufmerksamkeit von der Beobachtung und dem Gehen eingenommen.

Sie hielten sich immer dicht an den feuchten, glitschigen Wänden, die leise pulsierten.

In alle Himmelsrichtungen hinein führten schmale und enge

Gassen. Danielle hatte manchmal das Gefühl, in einer unter einer Dunstglocke liegenden uralten Stadt zu sein, wo die seltsamen Gebäude so dicht standen, daß nur eine einzige Person in der Lage war, die engen Wege zwischen den Hauswänden zu gehen…

Aristide wich nicht vom Hauptpfad ab.

Danielle hielt sich jeweils einen Schritt hinter dem Kuttenträger, der durch die bedrückende Düsternis lief, als würde er den Boden unter seinen Füßen gar nicht berühren.

Sie merkte, daß sein Gewand nicht mal raschelte.

Im stillen fragte sie sich, wie er es fertiggebracht hatte, zunächst auch schutzlos diese Welt jenseits der dritten Dimension kennen zu lernen – ohne entdeckt zu werden?

Sobald sich die Gelegenheit dazu bot, wollte sie ihn danach fragen. Im Augenblick jedoch vermied sie jedes Geräusch, jedes Wort, um durch ihr Verhalten die Mission nicht zu gefährden.

Aristide Repuran überquerte den breiteren Hauptweg, passierte einen torbogenähnlichen Durchlaß, der in noch finsterere und feuchtere Gefilde führte, und Danielle sah, daß die schwammig wirkenden Gebäude, die zu atmen schienen, weiter zurückwichen, daß sie wie groteske, pittoreske Säulen aussahen, die ein wahnsinniger Bildhauer hingestellt hatte.

Von allen Seiten mündeten auf diesen »Säulenplatz« Straßen und Gassen.

Und noch vor Erreichen des Platzes sah Danielle de Barteaulieé auch zum erstenmal die unheimlichen »Haustiere« Molochos’.

Zwischen zwei Gebäuden in einer handtuchschmalen Gasse standen zwei schleierartige Gebilde, die aussahen, als würden sie einen Hut tragen.

Erst beim nochmaligen Hinsehen nahm Danielle richtig wahr, daß es sich um eine Art Pilzgeschöpf handelte, dessen Schleierauswüchse bis tief auf den Boden reichten. Es bewegte sich wie eine Qualle langsam über den Boden. Die weißen, weichen Gliedmaßen schleiften dabei lautlos über den Boden.

Aristide blieb sofort stehen und drückte sich fest an die Wand.

»Ruhe bewahren! Nicht bewegen!« zischte er wie eine Schlange. »Wenn das Ding uns entdeckt, sind wir geliefert… es saugt uns bis auf den letzten Flüssigkeitstropfen aus. Was von uns übrig bleibt, ist eine leere, total vertrocknete Hülle, die sich zwischen zwei Fingern verreiben läßt. Wenn diese Dinger mal in unsere Welt versetzt würden, wäre das Chaos perfekt. Charmaine Fraque hat beim letzten Dialog mit Molochos bereits den Wunsch geäußert, ein solches Haustier mitzunehmen… Molochos ist nicht abgeneigt. Er scheint nur noch auf etwas zu warten…«

Die beiden pilzähnlichen Gestalten sahen in der Tat bedrohlich

aus. Sie glitten wie ein Hauch auf die beiden atemlos an die Wand gepreßten Menschen zu. Je näher sie kamen, desto deutlicher waren Details an ihnen zu erkennen.

Sie waren wahre Monster.

Danielle fröstelte bei ihrem Anblick, und sie konnte sich vorstellen, wie grauenvoll es sein mußte, einem solchen Geschöpf nachts auf einer einsamen Landstraße oder mitten in einem stillen Park oder abseits gelegenen Haus zu begegnen.

Die hauchdünnen Schleier, die von dem Pilzkopf nach unten wuchsen, waren mit hunderten von Saugnäpfen besetzt. Das Monster war mehr als ein Blutsauger. Sie fand Aristide Repurans Worte bestätigt.

Nur eine Armreichweite von ihnen entfernt entschlossen Molochos' Haustiere sich, die Richtung zu wechseln. Sie überquerten den Platz und verschwanden in einer anderen der engen Gassen.

Aristide Repuran atmete auf. »Ich hab diese Monsterpilze mal in Aktion gesehen. Molochos hat sie auf einen Abtrünnigen gehetzt. Und das ganze Schauspiel ließ er vor den Augen seiner versammelten Anhänger, die ihn hier verehren, abrollen. Es war kein schöner Anblick…«

Repuran überquerte den Platz nicht direkt, sondern auf Umwegen. Er benutzte die außen liegenden schwammigen Gebilde als Deckung.

Auf der anderen Seite angekommen, führte nur noch ein einziger Weg – kerzengerade wie eine Allee – in einen zweiten Kreis, der wie eine Höhle gestaltet war.

Von dort her drang Rumoren. Stimmen waren zu hören, Lachen… Danielle meinte, sich in der Nähe eines Vergnügungsetablissements aufzuhalten; dessen Tür weit offen stand.

Noch ein paar Schritte, und – durch Kutte und Dunkelheit gut getarnt – schon konnte sie in einen höhlenartigen Tempel sehen, der schmutzig war, in dem es übel roch und sich die anwesenden Menschen benahmen wie in der untersten Absteige.

Die Bizarren, die sich tagsüber in der Nähe des Hotels Fraque als Krähen aufhielten, fühlten sich hier wohl wie der Teufel in der Hölle.

Die Gestalten – oft halb Mensch, halb Tier –, von einem verrückten Maskenbildner bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, benahmen sich hemmungslos, laut, ordinär.

Mitten unter ihnen war eine Person, die als einzige noch aussah wie ein Mensch: Madame Charmaine Fraque. Eine junge Charmaine Fraque, von teuflischer Schönheit, die sich des Wertes ihres Körpers voll bewußt war.

Hier also verbarg sie sich, wenn sie weder in ihrem Haus, noch im Hotel noch sonstwo in der dritten Dimension war.

Hier war sie die Königin. Man lag ihr zu Füßen, überschüttete sie

mit Komplimenten, pries ihre Schönheit und freute sich darüber, daß es ihr durch diese Schönheit gelingen würde, noch mehr ahnungslose Opfer in ihre Netze zu verstricken.

»Dankt dem, der es uns gegeben hat!« rief sie mit klarer, fester Stimme. Und sie warf die schlanken Arme empor, blickte hinauf in die schummrige, pulsierende Atmosphäre, die sich wie trübe, zusammengeballte Wolkenmassen über ihr bewegte.

Diese sie anwidernde Zeremonie bekam Danielle nur am Rand mit.

Sie suchte Rani, die Krähe…, man hatte sie doch mit herüber geschleppt.

Und dann, entdeckte sie sie!

Im zwielichtigen Hintergrund des schmutzigen Versammlungsortes, der sie an einen Stall erinnerte, stand ein alter, eckiger Käfig. Er war aus engmaschigem Drahtgeflecht zusammengebaut und groß genug, um einem ausgewachsenen Menschen Platz zu bieten.

Auf dem verstaubten, mit Spinngewebe bedeckten Boden des Käfigs hockte eine Krähe und hielt den Kopf gesenkt, die großen schwarzen Flügel waren abgesackt und schleiften am Boden, als wäre das Tier krank.

Die Krähe – konnte nur Rani sein!

Danielle glaubte es auch daraus ablesen zu können, daß einige der anwesenden Personen immer wieder zum Käfig gingen, das Tier auslachten, lächerliche. Bewegungen und Gesten vollführten oder einen Stock durch die Drahtmaschen schoben und das »Tier« anstießen.

Der Vogel war matt, regte sich kaum und setzte sich erst recht nicht zur Wehr.

Hatte Mahay resigniert – oder hatte man ihm etwas gegeben, daß er so matt und abgeschlagen wirkte?

»Dankt ihm, der alles gegeben hat!« tönte Charmaine Fraques gurrende Stimme wieder. »Molochos – er ist unser Herr und Meister. Komm! Sprich zu uns, wie schon so oft. Und sieh dir an, was wir dir mitgebracht haben. Einen deiner Feinde. Nun ist er schwach und hilflos, und du kannst mit ihm machen, was du willst…«

Charmaine Fraques Stimme verhallte, und Molochos, der Fürst der Dämonen, antwortete!

*

»Ich höre deinen Ruf und eile zu euch, weil ihr meine Auserwählten seid!«

Die Stimme klang dumpf, als würde jemand einen hohlen Knochen vor die Lippen halten und sprechen.

»Heute, meine Schwestern und Brüder, die ihr meinem Recht auf

Herrschaft über die Erde nachhelft, wo immer ihr könnt, ist eine besondere Stunde…«

Danielle de Barteaulieé konnte es nicht verhindern.

Ihr Herz begann schneller zu pochen, und sie fürchtete, daß das laute Klopfen an diesem unseligen Ort tausendfach verstärkt würde wie in einer leeren Kathedrale. Die Französin bekam feuchte Hände.

»Ja, ich sehe mir eure Gabe an… rückt den Käfig in die Mitte, damit ich schauen kann, wen von meinen Feinden ihr eingefangen habt…«

Vier, sechs der seltsamen Gestalten machten sich sofort an dem Käfig zu schaffen und stellten ihn genau in die Mitte der Fläche.

Dann blickten alle hoch.

Auch Danielle de Barteaulieé.

Molochos ließ sich sehen.

Sie wußte nicht, wie der Dämonenfürst es bewerkstelligte, jetzt aufzutauchen. War er wirklich in dieser Dimension anwesend? Besaß er gerade für diesen makabren Ort eine besondere Antenne?

Oder bediente er sich eines simplen Tricks?

Spiegelte er seinen Geschöpfen nur eine Halluzination vor?

Auch Danielle wußte es nicht.

Sicher war nur, daß auch sie ihn sah.

Die trübe Nebelmasse über ihr hellte sich auf. Ein riesiges Gesicht erschien, sah in der Tat aus wie eine gespenstische Projektion, die von einem weitabgelegenen, fernen Ort hierher überspielt wurde. Dämonen – und gerade dann wenn sie einen so hohen Rang wie Molochos einnahmen – verfügten über außergewöhnliche Hilfsmittel und Gaben. Das ganze Gespensterreich stand ihnen offen, die besonderen Bedingungen, die dort herrschten, ebenso…

Molochos' Antlitz!

Danielle de Barteaulieé sah das Gesicht eines Mannes, der vor zwanzigtausend Jahren den Untergang Xantilons herbeiführte, zum erstenmal so, wie es wirklich war. Der Molochos, der unter seinem wirklichen Namen Ak Nafuur lange Zeit als Halluzination auf der Insel Marlos weilte, um sie alle an der Nase herumzuführen – der Molochos hatte ganz anders ausgesehen. Ein verklärter, edelmütiger Mensch hatte sich ihnen gezeigt, ein Mann, zu dem man Zutrauen haben konnte.

Hier aber zeigte Molochos, wie er wirklich war.

Teuflisch und dämonisch verzerrt waren seine Züge. In seinen kalten Augen las man die Herrschsucht, der er verfallen war. Molochos kannte keine Freunde – nur Feinde. Selbst die Geschöpfe, die auf der Erde gewissermaßen einen Brückenkopf des Bösen in seinem Namen errichteten, waren für ihn nur Mittel zum Zweck. Wenn die Situation es erforderte, würde er sie opfern. Gnadenlos…

Molochos' dünne Augenbrauen hoben sich. Aus der Höhe schien er in der Tat einen vortrefflichen Blick auf alles zu haben, was unter ihm lag. Und Danielle hatte ihre Befürchtungen, daß seinem Röntgenblick – auch ihre Anwesenheit nicht entging!

Die Augen in Molochos' Gesicht schienen um einen Ton heller zu werden.

»Rani Mahay!« kam es über seine schmalen Lippen, die seinem eckigen, teuflisch wirkenden Gesicht noch einen härteren, unbarmherzigeren Zug verliehen. »Rani Mahay…! Dir haben sie die Gestalt der Krähe gegeben?! Oh, laß dich anschauen. Ich kann nicht fassen, daß es gelungen ist, auch dir eine Fußangel zu legen…«

Im Käfig tat sich etwas.

Die Krähe veränderte ihre Form, ihre Farbe. Sie wuchs und zog sich gleichzeitig in die Länge.

Und dann hockte nicht mehr der schwarze Vogel in dem Käfig, sondern ein Mensch, bis auf einen Slip nackt, wie Gott ihn schuf.

Der Mann mit der Glatze schüttelte sich und schien noch nicht zu begreifen, wo er sich befand und was mit ihm geschehen war.

Die Umwandlung in Monsieur Henris Laden hatte ihm zugesetzt wie eine Betäubungsspritze. Dies schien offensichtlich beabsichtigt gewesen zu sein, um jede Aktion Mahays, auch als Krähe, schon im Keim zu ersticken.

Danielle de Barteaulieé mußte an sich halten, als sie Rani so nahe und doch unerreichbar für sie vor sich sitzen sah.

Er hatte seine alte Gestalt wieder!

Sie mußte die Situation nutzen und…

Da tönte Molochos' Stentorstimme wieder auf.

»Ich habe gewußt, daß von dir eines Tages Großes kommen würde, Charmaine! Seit vierzig Jahren dienst du mir treu. Und immer neue und mächtigere Anhänger hast du um dich geschart. O ja, ich nehme deine Gabe an. Und dich werde ich zu einer Königin machen. Ab sofort sollst du in meinem Namen regieren. Das Haus, in dem du bisher die Beschwörungen und Anrufungen durchführtest, soll zu einem Sammelplatz all derer werden, die nach mir suchen, die dich unterstützen sollen. Aus der ganzen Welt sollen sie bei dir eintreffen, um diesen, meinen Tempel, kennenzulernen. Du wirst die Königin deines Landes sein. Auch wenn meine Herrschaft über die Erde beginnt, nachdem der Sieg nun greifbar nahe gerückt, endgültig ist, wirst du dein eigenes Land regieren und das Böse wahren, damit die Mächte der Finsternis in Wohlgefallen schwelgen…

Du hast einen Todfeind zur Strecke gebracht. Und ich werde mir noch überlegen, wie sein Ende aussehen wird.

Dafür, daß du mir uneingeschränkt zur Verfügung stehst und weiterhin deine Netze auswirfst, will ich dir und den anderen, die

diese Welt hier lieben, einen weiteren Triumph gönnen. Ihr sollt sehen, wie mächtig ich bin, daß mein Schatten den Rha-Ta-N'mys berührt und ich nicht umsonst nach der absoluten Macht auf der Erde strebe. Die Erde der Gegenwart ist mein Metier – sie wird es auch in Zukunft sein. Was in der Vergangenheit verloren schien, fällt nun langsam wie ein reifer Apfel von selbst in meine Arme.

Seht sie euch an, die Schwächlinge, die glaubten, mich zu Fall zu bringen…«

Und noch während er das sagte, veränderte sich das Bild in der Luft über ihnen.

Es löste sich auf wie ein mehrteiliger Fleck, der von einer unsichtbaren Säure zerfressen wurde und aus der Stelle, wo eben noch das überdimensionale Gesicht des Dämonenfürsten zu sehen war, wuchs unendlich langsam – wie eine verzögerte Überblendung – das neue Bild.

»Das…«, tönte Molochos' Stimme weiter, »sind auch meine Feinde. Sie haben mich fast an den Rand der Bedeutungslosigkeit gedrängt, ehe ich das Ruder nochmal herumwerfen konnte. Und nun befinden sie sich in meiner Hand und ich könnte sie zerdrücken wie lästige Insekten. Seht sie euch an – die armen Erdenwürmer, die in Molochos' Ewigkeits-Gefängnis schmachten. Björn Hellmark und Carminia Brado, zu Hause auf der unsichtbaren Insel Marlos – mächtige Wiedergeborene, die mein Geheimnis kannten, aber nicht für mich sondern gegen mich arbeiteten.

Und das war ihr Fehler…«

Danielle de Barteaulieé begann zu zittern und glaubte, der Boden unter ihren Füßen würde sich öffnen…

*

Ein Zweifel war ausgeschlossen: es war die Wahrheit.

Bei den Gezeigten handelte es sich um Carminia und Björn.

Sie hingen in einem unvorstellbaren Netz, das nicht von Menschenhänden geschaffen worden war.

Es hinderte sie daran zu leben, aber auch daran zu sterben.

Das Netz spannte sich über eine riesige Schlucht, die sich unter ihnen ausdehnte. Oberhalb der Schlucht schwebte eine steinerne Plattform, die Molochos normalerweise als eine Art »Thronsaal« diente. Dort stand der steinerne Monster-Thron, der aussah, als bestünde er aus bleichendem Gebein.

Björn und Carminia hatten die Beine leicht gespreizt, die Arme ausgestreckt, und es sah so aus, als hätten sie im letzten Augenblick noch versucht, sich einander an den Händen zu fassen.

Doch sie hatten es nicht mehr geschafft. Ein Millimeter fehlte…

Danielle merkte, wie vor ihren Augen die Bilder verschwammen, wie Molochos' Stimme ferner und dumpfer wurde, wie sie sein überhebliches, triumphierendes Gelächter wahrnahm, als dränge es durch eine meterdicke Wand.

»Das ist die Gegenwart Björn Hellmarks… ich habe vor, sie noch recht lange auszudehnen…«, sagte der Dämonenfürst. »Daran ändert auch nichts, daß der gleiche Mann – mit Hilfe seines Doppelkörpers – im Land Xantilon in der Vergangenheit tätig geworden ist…«

Danielle fuhr zusammen wie unter einem elektrischen Schlag.

Was sagte Molochos da? Was hatte das zu bedeuten?

Es war Björn gelungen, seinen Doppelkörper entstehen zu lassen?! Er versuchte also von sich selbst aus eine Befreiung, aber wenn er in der Vergangenheit Xantilons angekommen war… was suchte er dort?

Sie konzentrierte sich wieder auf die Worte des Dämonenfürsten.

»… daß ich darüber Bescheid weiß, verdanke ich dir, Charmaine – und dem Kontakt zu dir. Ja, Rani Mahay… hör gut zu! Du sollst sehen, was ich mit meinen Feinden mache…«

Der Inder schien indessen, nachdem er wieder menschliche Gestalt angenommen hatte, klarer zu sehen und zu hören und wirkte im Ganzen gespannter und aufmerksamer.

»Charmaine Fraque, die Königin in meinem Herrschaftsbereich sein wird, hatte eine besondere Veranlagung, die sie Dinge aus der Vergangenheit fühlen ließ, wenn sie von einem bestimmten Wesen stammten. Dieses Wesen war der Tschonn… er besaß die Gabe, die Zeit zu überbrücken und zu manipulieren.

In dieser Stunde, da wir hier zusammen sind, wirkt auch Hellmarks Doppelkörper in der Vergangenheit Xantilons. Dort will er eine Legendenbildung beginnen, die ich, Molochos, jedoch verhindern werde. Ich selbst herrsche in der Gegenwart und die Zukunft wird mir gehören. Allein kann ich mit der Vergangenheit noch nichts anfangen. Ich muß mich eines Hilfsgeistes bedienen, der die Zeiten und Räume überspannt und mir mitteilt, was er dort sieht. Ich werde diesen Hilfsgeist anrufen und ihn bitten, mir zu zeigen, was er mit seinen Augen sieht… vielleicht wird dies dann auch ein Blick für euch in die Vergangenheit des Landes, aus dem ich komme und das viele Rätsel birgt…«

Danielle starrte Hellmark ins Gesicht. Sein Antlitz wirkte ruhig, wie das eines Schlafenden. Er hatte die Augen halb geschlossen, atmete kaum und schien zu träumen.

Und Danielle fragte sich, ob er in diesem Moment wußte, daß sein Zeitkörper – zeitlich und räumlich von ihm getrennt – auf Xantilon wirkte und…

Ihr Herz setzte einen Schlag lang aus.

Die Bilder verblaßten. Eine andere Szene – weich, verwaschen und

farblos - wuchs aus dem Netz.

Das Gebilde verschwand nicht völlig.

»Wir sehen«, rief Molochos. »Wir sehen mit den Augen eines Hilfsgeistes, der die Zeiten durchstreift. Er ist dort, wo Hellmarks Doppelkörper sich aufhält…«

Einen Moment herrschte Totenstille nach diesen Worten. Alle ließen das Ereignis auf sich einwirken.

Da war der große blonde Mann ein weiteres Mal. Doch diesmal nicht Gefangener des Netzes, sondern in Aktion.

Er hielt ein Schwert in der Hand und stand inmitten einer fremdartig wirkenden, steppenartigen Landschaft, die von Leichen übersät war. Der Boden rings um ihn herum sah aus wie aufgepflügt.

Neben Macabros eine etwas gedrungener wirkende Gestalt, dunkelhaarig, ein urwelthafter Barbar mit mächtigen Muskeln. Und vor den beiden Männern - ein riesiges, schwarzes, vielarmiges Ungetüm, das vor ihnen emporwuchs, groß wie ein Haus und weiter an Umfang zunahm, als wolle es sich zu einem Titan entwickeln.

Alle, die diese Bilder nur einige Sekunden lang wahrnahmen, wußten, daß dieses Ungetüm jene Menschen vernichtet hatte, die mit zerschmetterten Gliedern im Sand lagen.

Und Charmaine Fraque und ihre grotesken Geister aus dem Zwischenreich, einst Menschen, aber durch ihre Beschäftigung mit den grauenhaften Dimensionen der Finsternismächte so geworden, wie sie waren, brachen in Jubel aus…

Auch Aristide Repuran an ihrer Seite stimmte mit ein. Und so tat es auch Danielle, um nicht aus der Rolle zu fallen…

Die Szenen aus der Vergangenheit verwischten.

»Der Kontakt ist nur sehr schwierig herbeizuführen…«, erklärte Molochos. »Aber das wird sich ändern, wenn meine Herrschaft auch in die Zeit reicht, die die gesamte Entwicklung der Erdgeschichte umfassen wird.

Und der Mann, den ihr alle gesehen habt, wird mir sogar dabei helfen, dieses Ziel zu erreichen.

Ich könnte die Legendenbildung verhindern – mit einer einzigen Handbewegung. Denn wenn Björn Hellmark stirbt, stirbt auch sein Zweitkörper, der aus der Energie des Originals erhalten wird. Er hat eine Spur entdeckt, die Spur zum ›Singenden Fahsaals‹, wie man mich wissen ließ. Es soll die Vernichtung über mich bringen. Doch wenn man eine Gefahr kennt, ist sie nur noch halb so schlimm. Ich unterbreche seinen Weg in der Vergangenheit nicht. Er soll das ›Singende Fahsaals‹ finden, ehe es ein anderer entdeckt. Doch er wird sich des Besitzes nie erfreuen können. In dem Moment, da er es entdeckt, wird Björn Hellmark sterben und mit ihm Macabros. Und das ›Singende Fahsaals‹ kann endlich vernichtet werden…«

*

Seine weiteren Worte gingen unter in dem Jubel, den die Anwesenden verursachten. Sie schrien wie in einen Begeisterungstaumel versetzte Teenager, fielen sich um die Hälse, kreischten und rauften sich die Haare…

Wahnsinn, durchfuhr es Danielle de Barteaulieé.

Sie haben alle keinen Verstand mehr!

»Ich werde bald unter euch sein… in jeder Zeit, an jedem Tag.«

Diese Vorstellung war grauenerregend: Ein Molochos, derzeitumspannend herrschte, ein wahrer Moloch, der die gesamte Entwicklung von Anfang an in der Hand hielt.

Alles, was der Dämonenfürst inszenierte, wurde zu einem Höllentheater, zu einem Höllenspuk…

Ein Spuk war das Dasein für Carminia Brado und Björn Hellmark geworden, ein Höllenspuk waren die Vorgänge in der Vergangenheit, in die er von nun an handfest mit eingreifen wollte, ein Spuk war diese Welt… ein Spuk alles…

»Ich werde einen Weg finden, Macabros' Pfade in eine Richtung zu lenken, die scheinbar die Legende aufbauen – und doch in sein Verderben führen. Körper aus der Welt der vierten Dimension, in der ich zu Hause bin, Björn Hellmark, werfen dreidimensionale Schatten in der Welt, in der du dich bewegst. Körper der dritten Dimension werfen zweidimensionale Schatten, und nie sollst du wissen, ob du einen wichtigen Weg auf der Suche nach dem ›Singenden Fahsaals‹ zurückgelegt hast oder nicht… durch meinen Hilfsgeist aber werde ich von nun an stets an deiner Seite sein… Die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft gehören mir…«

Der Mann an Danielle de Barteaulieés Seite kicherte leise. »Er ist wunderbar«, flüsterte Aristide Repuran erregt, »nun, Danielle, findest du das nicht auch?«

Der jungen Französin lief es eiskalt den Rücken runter.

»Der Fluch des Tschonn, hast du das begriffen, kleine Danielle, Cherie, der Fluch des Tschonn – ist Hellmark/Macabros' Untergang… ›die Zeit wird stets dein Gegner sein‹… und Molochos wird diesen Fluch nutzen…«

Danielles Kehle entfloh ein Stöhnen, als Aristide ihr den Kopf zuwandte und die Kapuze zurückschob.

»Neeiiin!« Sie schüttelte sich.

Der Kopf, den sie sah, paßte nicht auf menschliche Schultern. Er war grauweiß, wies Elefantenzüge auf und etwas Insektenartiges. Die Hände, die aus den viel zu weiten Ärmeln ragten, waren schlank, weiß und klein. Die Hände eines Kindes…

Aristide Repuran war ein Monster wie die anderen, gehörte zu ihnen und hatte sie mit teuflischem Geschick getäuscht!

Und sie verstand seine Worte eingangs um so besser. Er hatte sie wissen lassen, daß alle, die lange und oft mit dieser Welt zu tun hatten, sich körperlich und geistig veränderten. Auch Aristide war verrückt!

Danielle de Barteaulieé wurde klar, daß sie nur noch Sekunden hatte, um das Ruder entweder herumzuwerfen oder noch tiefer in die Ausweglosigkeit zu geraten…

*

Mit einem wilden Schrei warf sie sich nach vorn und verlor keine Sekunde mehr.

Sie handelte physisch und setzte gleichzeitig ihre Hexenkräfte ein.

Mit enormer magischer Kraft entfachte sie einen Luftwirbel, der das wolkige Gebilde über ihr auseinanderriß und gleichzeitig wie ein Dreschflegel zwischen die anwesenden Gespenstischen fuhr.

Die Gestalten flogen wie welke Blätter im Herbstwind durcheinander.

Mit langen Sätzen durchquerte Danielle, die von ihrem selbstentfachten Sturm nicht beeinflußt wurde, den Platz und erreichte den Käfig.

Hand anlegen brauchte sie nicht. Wieder setzte sie kraftvoll ihre Hexenenergie ein.

Mit hellem Kreischen zersprangen die straffgespannten Eisendrähte des Käfigs.

Rani Mahay selbst wurde aktiv, schnellte wie ein Pfeil nach außen, auf Danielle de Barteaulieé zu, und sprang in das Wind-Vakuum, das die junge Französin für sich geschaffen hatte.

Sie packten sich an den Händen und rannten, als setzten Furien hinter ihnen her.

Sie nutzten die entstandene Verwirrung und wußten, daß sie in dieser andersdimensionierten Region nicht lange anhalten würde.

Die hier Versammelten und vor allem Molochos' Einfluß konnten nun blitzschnell nach dem ersten Schock wirksam werden. Bis dahin mußten sie von der Bildfläche verschwinden.

Schon einmal hatte Danielle es geschafft, mit einem ähnlichen Angriff geballter Hexenkraft Rani aus prekärer Lage zu befreien. Doch diesmal war es ungleich schwerer. Der Weg in die Freiheit war nicht so leicht zu erreichen.

Marlos lag weiter von ihnen entfernt als der nächste Stern…

Aristide Repuran, der am weitesten vom Zentrum der Kraft entfernt war, die Danielle entfacht hatte, erholte sich als erster von

der Überraschung und griff an.

Doch diesmal war Danielle de Barteaulieé darauf vorbereitet.

Aristide zog seine dämonische Peitsche durch die Luft. Die wie lackiert aussehenden, schlangenartigen Riemen zischten. Danielle duckte sich, griff mitten in den Schlag und umklammerte die weichen, klebrigen Streifen, die sich sofort breit entfalteten, als wollten sie sie festhalten. Ein Ruck! Die Französin riß den Mann in der Kutte kraftvoll nach vorn. Repuran stolperte, verlor den Halt und stürzte zu Boden. Danielle entriß ihm die Peitsche, und die klebrigen Riemen lockerten sich im gleichen Augenblick.

Der Wind legte sich so schlagartig, wie er begonnen hatte.

Gegen-Magie wurde wirksam!

»Einmal«, tönte Charmaine Fraques klare Stimme auf, »einmal konntest du mich überrumpeln. Ein zweites Mal wird es dir nicht gelingen…«

Danielle wollte einen zweiten Sturm entfachen, um die Gestalten hinter ihr erneut zu Fall zu bringen.

Es ging nicht mehr! Ihre Magie verpuffte, wurde aufgesaugt…

Rani und Danielle forcierten ihr Tempo.

Sie rannten durch die düsteren, engen Gassen mit den pulsierenden, atmenden Häusern.

Danielle fand auf Anhieb zurück.

Da vorn lag der Treppenschacht. Abseits von der Verfolgern hoffte sie, nochmal ihre Hexenkräfte wirksam werden zu lassen.

An erster Stelle hatte die Befreiung Ranis gestanden. Das war geglückt. Nun stellte sich das Problem der Flucht in die Welt der dritten Dimension. Besaßen nur die Gespenstischen den Schlüssel zur Rückkehr in das Hotel Fraque – oder ließ sich das Tor nach »drüben« auch mit magischer Gewalt öffnen?

Danielle wußte es nicht. Der Versuch würde es an den Tag bringen…

Da tauchten in den seitlichen Gassen riesige Gestalten auf. Lautlos und blitzschnell kamen sie näher.

Es waren nicht die Gespenstischen der Madame Fraque, sondern die Monster-Pilze, Molochos' »Haustiere«!

Die Unheimlichen tauchten neben ihnen auf, die schleierartigen Gliedmaßen glitten wie gigantische Fadenwürmer durch die Luft und versuchten sie einzufangen. Weder Rani noch Danielle hatten jemals einen Zusammenstoß mit den Monstern gehabt. Instinktiv aber vermieden sie die Berührung mit den Fangfäden.

Molochos und seine Welt war immer für Überraschungen gut, und selbst in diesem Moment, als der Angriff auf sie erfolgte und sie ihr eigenes Leben zu retten versuchten, mußten sie daran denken, welch fürchterliche Folgen ein Auftauchen dieser gräßlichen »Haustiere« auf

der Erde haben würde.

Molochos würde bestimmt ein solches Fiasko herbeiführen, sobald er die Gelegenheit dazu hatte. Wo immer er die Möglichkeit sah, Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen, nutzte er sie.

Und vor ihrem inneren Auge sah Danielle das Chaos, das die Monster verursachten. Schreiende, fliehende Menschen in den Städten… alles lief darauf hinaus, daß die Zeit der Schrecken Molochos' Herrschaft ankündete.

So weit durfte es nicht kommen!

Da wirbelte sie herum. Einen Moment sah es so aus, als ob sie fallen würde.

Wie durch Zauberei hielt sie plötzlich zwei der drei Manja-Augen, die sie bei sich trug, in Händen und streckte sie den unheimlichen Verfolgern entgegen.

Die Schleierfäden wurden wie von einem Luftstrom in die Höhe abgetrieben, der Lauf der Monster wurde gebremst.

Ein Großteil der Fäden verwickelte sich, als sie unter krampfhafte Zuckungen gerieten, die ganz offensichtlich durch den Anblick der Manja-Augen ausgelöst wurden.

Rani und Danielle gewannen auf ihrer Flucht wertvolle Sekunden.

Aber was nützten sie ihnen, als sie endlich die Stelle erreichten, wo Danielle de Barteaulieé in die fremde Dimension, in der Grauen und Wahnsinn zu Hause waren, geglitten war?

Da war der Schacht, da waren die Treppen, die in eine nicht enden wollende, galaktische Tiefe führten… Es war wie ein Tunnel ins Nichts.

Und dies war noch nicht alles.

Rings um sie herum entstanden wie Krebsgeschwüre weitere Schächte und bildeten sich lautlos Schächte und Tunnel, die den Boden zu zerfressen schienen!

Rani und Danielle rückten enger zusammen.

»Schade«, stieß der Inder hervor, »diesmal scheint's nicht zu funktionieren. Ich wäre so gern noch eine Zeitlang mit dir zusammen geblieben, Danielle…«

Er legte den Arm um ihre Schultern.

Sie standen beisammen wie auf einer Insel. Ringsum die Schächte mit den titanenhaften Treppen in das Nichts.

Und dahinter formierten sich die Gespenstischen der Madame Fraque und die monsterhaften Haustiere Molochos, die in dieser schrecklichen Dimensions-Stadt zu Hause waren…

Umgeben von unüberbrückbaren Abgründen, die auch ihre Hexenkraft nicht beseitigen konnte, standen sie da wie auf einem Tablett, bereit, von einem tödlichen Angriff Molochos' oder seiner Diener hinweggerafft zu werden.

»Aus!« tönte die markige Stimme des Dämonenfürsten von überall her. »Dies ist das Aus für euch! Ihr habt euch selbst in die Lage manövriert und seid in einer Sackgasse angelangt. Es gibt kein Vor und kein Zurück mehr für euch… Wo ihr nun steht, sollt ihr warten. Ihr wißt doch: wer lange hier weilt, der verändert sich. Ich brauche keinen Finger krumm zu machen, um euch zu vernichten. Die Atmosphäre dieses Ortes wird es allein schaffen. Es gibt nur noch zwei Möglichkeiten: entweder ihr stürzt euch in die Tiefe dieser ungeheuerlichen Abgründe – oder ihr fallt dem Wahnsinn anheim. Auf die Wahl bin ich gespannt…«

*

»Jetzt geht’s also los, Bolonophom!« Macabros umklammerte den Schwertgriff fester. Sein Blick war aufwärts gerichtet zu dem Koloß, der das Firmament einnahm und bedrohlich näher glitt wie eine Gewitterfront. Nur mit dem Unterschied, daß diese Wetterfront die Form eines titanischen Kraken hatte, der den Himmel bedeckte.

»Wir sind verloren«, stieß der Loark hervor. »Gegen diesen Koloß haben wir keine Chance… betrachte dir seine Fangarme. Sie werden uns zerschmettern und zerreißen, wie die anderen, die hier liegen… Aber wir werden kämpfen und ihm den Sieg nicht leichtmachen…«

»Der Schlafende, dem wir in der Dimension des Steinernen Götzen zum Erstenmal begegneten, scheint immer für Überraschungen gut… Ich muß daran denken, wie groß er wirklich war – und was er uns auch nach seinem Absterben noch für Bilder vorgaukelt…«

»Du glaubst, er ist gar nicht so riesig und scheint nur so?«

Bolonophom schöpfte wieder Hoffnung.

Macabros zuckte die Achseln! »Ich weiß es nicht, noch nicht… der eine, den wir erlegt haben, war recht massig. Aber irgendwo muß das Wachstum auch mal sein Ende haben.«

Der Krake, der den Himmel bedeckte, wirkte in der Form irgendwie eigenartig.

»Sieht fast so aus, als hätten sich zwei zusammengetan«, bemerkte Macabros. Weiter kam er nicht mehr.

Die Luft um sie herum war plötzlich von Fauchen und Rauschen erfüllt. Ein Sturm entwickelte sich, der über die Wüste jagte und im Nu die restlichen Leichen mit bernsteinfarbenem Sand zudeckte.

Vom Himmel stießen die titanischen Tentakel herab und fegten wie überdimensionale Peitschen durch die Luft.

Der Höllenspuk ging erst richtig los.

Macabros und Bolonophom kämpften mit dem Mut der Verzweiflung.

Sie hatten – nur mit den Hiebwaffen ausgestattet – kaum eine

Chance.

Bolonophom wurde gepackt und wie ein Insekt in die Höhe gerissen.

Er schlug noch in der Aufwärtsbewegung um sich und hackte sein Schwert tief in einen Tentakel, der sich um seinen Hals zu legen drohte. Mit einem einzigen Hieb trennte er den Fangarm der Dämonengeburt, die die Form des Schlafenden besaß, ab. Noch im Herunterfallen wurde der Tentakel zu jener kristallinen, brüchigen Substanz, die sich mit dem Sand mengte.

Macabros schlug um sich. Auch ihm wurde der Boden unter den Füßen weggerissen.

Er sah nur noch eine große, pulsierende Masse über sich.

Rings um ihn herum klatschten die fleischigen Fangarme.

Nein, dieses Gigantending war keine Halluzination, kein Trugbild. Es war echt wie der Sand, der auf seinen Lippen klebte, wie die Luft, die ihn fauchend und tosend umgab.

Er sah Bolonophom nicht mehr, kämpfte wie ein Besessener und wußte, daß er dieses vielarmige Ungeheuer irgendwann fällen würde. Irgendwann – in den nächsten Stunden, Tagen oder Wochen…

Eine derart ausdauernde Belastung konnte kein Mensch ertragen. Er fürchtete, Bolonophom bei dieser Auseinandersetzung zu verlieren… vielleicht konnte er nicht mal verhindern, daß diese Dämonengeburt sich Richtung Varone in Bewegung setzte, diese und andere unterirdische Wüstenstädte der Loark vernichtete…

Das Ungetüm schleuderte ihn wie ein lästiges Anhängsel davon. Macabros flog vierzig Meter weit durch die Luft, ehe er dumpf am Boden aufschlug.

Wenn das gleiche mit Bolonophom passierte, dann brach er sich sämtliche Knochen im Leib.

Macabros aber raffte sich auf, hieb und stach auf den Angreifer ein, ohne an dem Koloß eine Stelle zu erwischen, die ihm das Leben gekostet hätte.

Minuten erst währte der Kampf, und doch kam er ihm vor wie eine Ewigkeit.

In das Rauschen und Fauchen mischten sich plötzlich dumpfe Schläge. Er hörte Detonationen und sah blau-weiße Lichtblitze, die sich mitten im Leib des Riesenkraken entluden.

Die unzähligen Arme, mit denen die Bestie die Luft durchwalkte, wirbelten durcheinander, als fehlte mit einem Mal die Koordination.

Ein Teil des sackartigen Leibes fiel dumpf in sich zusammen, große Risse und Löcher zeigten sich, die zerfielen wie Geschwüre, die ätzender Substanz ausgesetzt wurden.

Die kristallinen Körper rieselten auf den Boden.

Der Krake wurde mehrere Male von den eigenartigen Lichtblitzen

heimgesucht.

Macabros, der inzwischen wieder von einem wild um sich schlagenden Fangarm erwischt worden war, sah, daß die Blitze eine rauchige Flugbahn hatten.

Der dämonische Gigant wurde vom Rand der Wüste her massiv angegriffen! Das waren Geschosse!

Die Löcher in dem Leib wurden immer größer. Mehrere Tentakel regneten vom Himmel herab und vergingen wie brüchiges Pergament.

Der Angriff von der Wüste her verschaffte Macabros Luft.

Der Dämonengigant wurde vernichtet. Der blasse Himmel über ihm erschien wieder. Und vom Rand der Wüste, in die er spähte, lösten sich plötzlich Hunderte von winzigen, dunklen Gestalten. Loark-Männer und -Frauen!

Macabros konnte nicht fassen, daß das Grauen zu Ende war. Ein zweifacher Körper war vernichtet worden. Mit dem, den Bolonophom mit ihm erlegt hatte, waren drei Dämonengeburten des Schlafenden aus der anderen Dimension, aus der Welt geschafft worden. Blieb noch eine vierte… Vielleicht würde sie eines Tages nochmal auftauchen. Aber er hatte um die Loark, die offenbar von den Ungetümen am ehesten betroffen werden sollten, keine Furcht mehr.

Als die erste Abordnung auf seiner Höhe ankam, wurde er begeistert begrüßt. Aus den Wortfetzen der Krieger und Kriegerinnen entnahm er, daß es einem Teilnehmer der hier vor dem Rand der Wüste überfallenen und vernichteten Gruppe doch geglückt war, zu entkommen und die Städte in den Wüsten zu warnen.

Dort traf man alle notwendigen Vorkehrungen.

Eine neue Waffe, die sich noch in der Erprobung befand, wurde kurzerhand eingesetzt. Die Loark hatten ein neuartiges chemisches Pulver entdeckt, mit dem sich damit gefüllte Kugeln abschießen ließen.

Diese Bombenkugeln hatten schließlich und endlich die Entscheidung herbeigeführt. Und zwar auf schnelle Weise, und ohne daß die Loark eigene Verluste in Kauf nehmen mußten…

Dieses Neue in der Kriegstechnik mußte der vierte, noch existierende Dämonische aus dem Leib einer Loark-Frau berücksichtigen, wenn er einen Angriff auf das Loark-Volk startete. Macabros bezweifelte, daß dies nun noch der Fall sein würde. Aber irgendwann – auch davon war er überzeugt – würde der vierte Gigant nochmal in Erscheinung treten. Mit den richtigen Waffen zur rechten Zeit konnte man sich vor ihm schützen.

Macabros und die eingetroffenen Loark suchten nach dem überfälligen Bolonophom. Man fand ihn halb im Sand vergraben. Er hatte das rechte Bein gebrochen, sah lädiert aus und war ohne Besinnung.

Mit einem Llonoll wurde er nach Varone gebracht. Auch Macabros begab sich dorthin.

Er nahm sich jedoch nicht viel Zeit, in der unterirdischen, wie in einen traumhaften Park eingebettet liegenden Stadt zu verweilen.

Der Abschied von Bolonophom war gekommen, der sich in ärztliche Behandlung begeben hatte.

Bolonophom ärgerte sich, Macabros, den »Namenlosen«, nicht auf seinem weiteren Weg zu begleiten.

»Sobald meine Knochen wieder zusammengewachsen sind, mache ich mich auf die Suche nach dir. Ich will dabei sein, wenn du das ›Singende Fahsaals‹ entdeckst… verdammt nochmal, das laß ich mir doch nicht entgehen«, fluchte er lautstark.

Macabros lachte. »Vorerst wirst du hier bleiben. Du wirst hier dringender gebraucht. Niemand weiß, wann und wie jenes Geschöpf, das noch übrig ist, angreift. Da wird jede Hand zur Verteidigung gebraucht…«

Er verließ Varone mit dem Versprechen, das nächste Mal langer zu verweilen, um die ganze Schönheit des Reiches, die Speisen und Getränke und die Frauen näher kennenzulernen.

Er ritt auf einem ausgeruhten Llonoll davon und nahm fünfzehn weitere gesattelte, unberittene Tiere mit. Sie folgten seiner »Spur«…

Macabros kehrte zu dem Plateau zurück, wo die Loark-Kriegerinnen und Harry Carson auf ihn warteten.

Dort erstattete er Bericht, und er forderte die jungen Kriegerinnen auf, zurückzukehren in die Heimat, um eventuelle Verteidigungsmaßnahmen zu unterstützen.

Sie hätten ihn gern weiter begleitet, fügten sich aber dem Gebot der Stunde.

Harry Carson sah dem Zug der davonschwebenden Llonolls und der Loark-Mädchen nach.

»Du machst es einem wirklich schwer«, klagte er, als die Punkte am Horizont immer kleiner wurden, »erst läßt du mich mit vierzehn prächtig gewachsenen Girls allein, dann schickst du sie alle fort und hältst nicht mal eine zurück. Ich möchte nur wissen, was ich davon halten soll…«

»Ganz einfach«, grinste Macabros, »du sollst dich auf das konzentrieren, was wirklich wichtig ist.«

»Das tu ich ja die ganze Zeit.«

»Wir haben einiges vor uns. Halten wir uns nicht länger auf, als unbedingt notwendig. Vielleicht laufen uns auf dem Weg bis zur Nebelzone noch ein paar hübsche Mädchen über den Weg.«

»Das glaube ich nicht. Ich habe mir, während du weg warst, einiges über Un und die drei legendären Zauberinnen erzählen lassen. Die Weiber sind häßlich wie die Nacht…«

»Aber die vierte ist dafür um so schöner. Vergiß das nicht! Vielleicht kreuzt gerade sie unseren Weg. Wer weiß…«

Sie brachen auf und setzten ihren Marsch durch die Welt der violetten Felsen fort.

Harry Carson und Macabros, dem die Zeit auf den Nägeln brannte, da er nicht wußte, wie lange er noch in dieser Gestalt und dieser Zeit agieren konnte, näherten sich dem Ewigen Nebel und dem Land Un, das von den Ausläufern dieses Nebels berührt wurde.

Sie wußten nicht, was dahinter lag, was sie dort erwartete. Sie stießen vor ins Unbekannte, ohne zu ahnen, daß sie nicht allein waren, daß etwas Luftiges, Unsichtbares sie ständig begleitete. Molochos' Hilfsgeist, der für ihn Xantilons Vergangenheit durchforsten sollte und über den er erfahren wollte, ob Macabros sein Ziel erreichte…

ENDE